Zur Beachtung!

1. Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2. Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3. Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dergl. ist streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt.
4. Beschädigungen und Verluste sind spätestens am Tage nach Empfangen der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.

Am Feinde

Der August-Feldzug in Ostpreussen

von

Wilhelm Mießner

Am Feinde

Der Augustfeldzug in Ostpreußen

von

Wilhelm Mießner

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn
1915.

Chr. Belser'sche Buchdruckerei, Stuttgart.

Vorwort.

Es vergeht kein Tag im Kriege, an dem wir unsere Anschauungen nicht in irgend einer Richtung nachzuprüfen oder zu festigen gezwungen werden, falls wir es wirklich ernst nehmen mit der Zeit und mit uns. Dinge, die wir für selbstverständlich zu halten und deren inneren Wert wir darüber fast zu übersehen uns gewöhnt hatten, werden plötzlich wieder wichtig und bedeutsam. Der Begriff des Heldentums bekommt einen ganz neuen Inhalt, die Landschaft nimmt einen feindlichen oder freundlichen Charakter. Selbst ein Spaziergang durch das gelbe Bruchland des Grunewalds ist von neuem beschwert mit Urwaldgedanken von Sicherheit und Unsicherheit. Wie wenig hast Du den Frieden verstanden, spricht der Krieg, nun will ich Dir eine neue Sehnsucht geben zu Deiner vom Frieden beschützten Arbeit, zu Deiner vom Frieden geheiligten Muße.

Die unbeschränkte Begeisterung der Jugend ist bald verbraucht im ersten Ansturm. Sie ist es nicht, auf die Ihr Eure Kraft und Euren Sieg setzen sollt. Ich sah auch Männer von Euch in den Krieg ziehen,

die ihre Eisenbahnwagen mit Scherzworten beschrieben. Aber sie sind inzwischen ernst geworden und reifer für Kampf und Tod. Jeder von ihnen, der hinausging mit dem Gefühl, daß er gefeit sei gegen die Strapazen und Aufregungen des Krieges, der sich einen fertigen Kriegsmann wähnte, hat draußen erst völlig umlernen müssen. Zuerst nagen die tausend Kleinigkeiten, in denen sich die Möglichkeit des Todes ankündigt, an seiner Seele. Da werden Erkennungsmarken ausgeteilt. Ein Kursus über erste Hilfe und Wundenpflege am eigenen Leibe, das Päckchen Verbandzeug, das er sich in seinen Rock einnähen muß, das Verlesen der Kriegsartikel, Patronenausgabe, das Schärfen der Seitengewehre, die Ausstattung der Sanitätskolonne, die eiserne Ration: alles das mahnt immer von neuem an die Bereitschaft. Und es ist nicht einer, der es empfängt oder für den es geschieht, es sind zweihundertfünfzig in der Kompanie, tausend im Bataillon. Er selbst aber nur eine Eins unter Hunderttausenden. Einer, auf den niemand Rücksicht nehmen kann, und nicht auf seine besonderen Stimmungen und Erlebnisse. Nur e i n e einzige wunderbare unfaßbare Einigkeit erfüllt sie alle. Das Beste daran aber ist wieder die Bereitschaft, mit seiner eigenen Person abzurechnen um des Ganzen willen. Nur e i n e Ordnung, eine große heilige scheint sie, ist für alle, gleich welchen Standes, am

Werk, arbeitet wie eine Maschine, die Menschen braucht und verbraucht.

Die ersten Marschtage: Die Erinnerung an die schärfsten Manövertage gibt nur einen blassen Schimmer von dem, was hier dem Körper abgetrotzt werden muß, weil der General zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort die Truppe braucht. Und welche Scham, wenn beim ersten Rückmarsch, bei der ersten Loslösung vom Feinde mehr noch spielend erreicht wird, als vorher beim Anmarsch ganz unmöglich schien. Für alle Fälle ist solch eine Truppe gewappnet, die hat erfahren müssen, daß es geht, über alles Menschendenken hinaus. Laßt Euch das zur Warnung werden, Ihr alle, die Ihr hinauszieht nach diesen.

Ein deutscher Tornister ist ein Kunstwerk der Packkunst, und so will er getragen sein. Da darf kein Kubikzentimeter Raum bleiben und der richtige Gang unter ihm ist nicht leichter als ein Riesenschwung am Reck. Die Technik des Gehens im Gliede ist die Kunst, mit dem geringsten Aufwand an Muskel- und Sehnenkraft die größtmöglichste Leistung zu erzielen. Wie ist da jedes noch so geringe Schlenkern oder Ziehen der Beine vom Übel, jedes noch so wenig über das notwendige Heben der Knie. Selbsterkenntnis des eigenen Körpers, genaues, spielendes Ausmessen der Kräfte, habt Ihr je so herrliche, schöne Dinge an Eurem eigenen Leibe erlebt, spricht der Krieg.

Das Regiment greift an! Durch dreitausend Seelen zuckt es, du bist auch dabei. Dreitausend Menschen müssen sich selbst bezwingen, aus freiem Willen in einen Kugelregen hineinzugehen, in ein Handgemenge. Welch herrliche Ordnung über allem Einzeldasein, wenn sich der Oberst auf alle verlassen kann. Welch eine gründliche Reinigung der Seele für jeden einzelnen. Alle Schlacken werden fortgespült. Und kommt der Verführer: „Bist du es nicht, so ist es ein anderer; das Vaterland hat ja Helden genug." Jagtet Ihr ihn nicht alle mit Geißelhieben davon, wahrlich, Ihr hättet den Sinn der Schlacht nicht begriffen. So dicht am Sterben benutzt die Gelegenheit, die seltene, die vielleicht nie wieder kommt, Christus um eine Stufe näher zu kommen. Ihm, der da sagte: „Dein Wille geschehe" und „Herr, vergib ihnen" . . .

Es gibt einen Mut, der, von der Gesamtstimmung getragen, durch Berichte von Heldentaten gehoben werden kann. Er kann ausschlaggebend sein im ersten Ansturm und den von Natur Feigen mit fortreißen in die vorderste Schlachtlinie. Es ist der Ansturm der gerechten Sache selbst, als deren bewaffneter Arm eine ganze Nation sich erhebt aus dem Dornröschenschlaf des Friedens. Ein Heer, aber in dem ewigen Wechsel des Krieges, braucht noch eine andere Kraft. Die Kraft der Besonnenheit, Ruhe und Selbstbesinnung. Dem Posten bei

Nacht am Ufer eines Flusses, der das Wälzen und Schlagen einer Herde in der Koppel drüben für einen feindlichen Anmarsch halten kann, dem das Fließen des Wassers durch Wehre und über Hindernisse wie das Übersetzen der feindlichen Vorhut klingt, genügt nicht der Mut zum Ansturm im ganzen. Er muß seine Augen und Ohren von neuem mit jägerischer Vorsicht tief in die Natur hineinlauschen lassen, auch in die Natur des Menschen, des jagenden, der seine Jagdbeute ist oder seine Wachsamkeit fordert. Ohne Übereilung, ohne auch nur den letzten Schimmer von Angst, die sich sehr tief in die Seele verkriechen kann. Darüber hilft ihm keine Nation hinweg. Er selbst ist die Nation in diesem Augenblick. Laßt Euch nicht in die Irre führen oder betäuben von dem, was auf den Gassen der Großstädte den Siegesjubel macht, und die frühe Verzagtheit, das Schreien und Überschätzen der eigenen Kraft, das Herabsetzen des Feindes, spricht der Krieg.

Deutsche Wehrkraft, deutsche Ordnung, daß sie in den Geist jedes einzelnen geht, ist ihr Sinn. Die Gewißheit, sie werden uns bis auf den letzten Mann auf unserem Posten finden, dieses selbstverständliche Antreten jedes gerade gewachsenen Infanteristen, Reiters und Artilleristen, jedes Deutschen, der es ist oder noch werden kann: das ist unsere wahre Stärke. Und jenes ruhige Abwartenlernen, jenes

stille Wiederhinausgehen von Tausenden und Abertausenden. Die Zähigkeit des Willens, die Ausdauer, das Aufmerken und die Ruhe in der Gefahr.

Auch ich habe gelernt von den Zeiten, in denen der Geist in die große Ordnung der Staaten hineingewachsen ist, spricht der Krieg. Euch liebe ich, die Ihr sie am besten versteht, die Ihr sie am tiefsten in Euer Blut habt einfließen lassen, die Ordnung, die über Euch ist, Gott selbst ist, dem sich nur innere Freiheit würdig beugt. Welch ein wunderbarer Tritt, der Tritt von Marschkolonnen, in denen die Ordnung des Vorwärtsdringens ist, die Ahnung, daß jeder an seiner Stelle und ein Millionstel der Entscheidung in der Hand hat und doch nicht versagen darf.

Die Ihr Euren Kant vor mehr als hundert Jahren hattet, der mit Begeisterung genau sein konnte, dem Gott nicht geringer wird durch menschliche Verstandesschärfe, lernt ihn begreifen. Auch die Mathematik der Schlachten, auch die Klarheit des Wissens, die unerbittliche Kraft des Denkens sind göttliche Eigenschaften. Und man kann sie nicht höher preisen, als dadurch, daß man die Wirklichkeit bis in alle ihre Konsequenzen erkennt. Das sei Eure Bibel, daß Ihr Euch selbst besinnt und nicht verschwommen oder im Taumel lebt, wo noch mit klarer Berechnung der Arm des Menschen hinreicht. Nur dem Starken hilft Gott. Stark sein, heißt

wenig reden und viel handeln, allein sein können mit sich selbst und dem Ganzen einen ganzen Mann geben. Ehe Ihr in Kompagnien, Bataillonen und Regimentern hinauszieht, wappnet Euch jeder mit dieser Stärke des Einzelnen, mit seiner Aufrichtigkeit und seiner Einsamkeit. Begeisterung ist um so höher einzuschätzen, je später sie einsetzt. Für das Gefühl sollt Ihr Euch die letzten Dinge aufsparen. Die Schützengräben im Felde, das sind die Werke des Verstandes und erst wenn alle Technik ihre Arbeit geleistet hat, kommt der einzig wirksame Sturmangriff, die Arbeit des kämpfenden Gemütes. Schaut also, die Ihr draußen seid, nicht rückwärts, sondern in Euch und wappnet Euch mit der Wahrheit des Kampfes und der Kraft, die sich selbst richtig einschätzt. Dann werdet ihr die Begeisterung mit nach Hause bringen, die Ihr Euch errungen. Anstatt sie mit hinauszunehmen, um sie etwa auf halbem Wege zu verlieren."

So spricht der Krieg von heute, der ein starker aber gerechter Herrscher ist.

I.

Zur Grenze.

Königsberg. Ich glaube nicht, daß diese Stadt so aussieht. Überhaupt verschwinden jetzt alle Gesichter hinter den Uniformen. Eine Stadt, die dem Militär ausgeliefert ist, eignem oder feindlichem, verliert ihre Existenz. Sie wird Soldatenstadt. Und Soldatenstädte sehen alle gleich aus auf ein Haar. Ob sie Prenzlau heißen, Eger oder Königsberg.

Also von der Deutschrittergotik mit ihren orientalischen Säulenabständen blieb nur noch so viel, als eine Seitenkulisse ausmacht für das Gewimmel eines Lagerlebens.

Etwas ganz anderes ist der Krieg. Eine erste Spur davon blieb überall zurück, wo deutsche Truppen durchgezogen waren.

Die große Sorge ist: wie leben diese Tausende von Menschen, die jetzt Soldaten heißen, plötzlich als Überzählige an einem Ort? Um diese Frage bewegt sich das ganze Leben einer Soldatenstadt.

Zunächst ist alles unvollkommen. Ein Bataillon — ich nehme nur ein Bataillon — kommt auf dem neuen Standplatz an. Die Kasernen sind belegt. Es wird ein Wagenschuppen freigemacht. Gut, aber da stehen tausend Menschen mit Gewehr und Tornister. Sie sind gelaufen, schwitzen, haben zuviel oder zuwenig Wasser getrunken, haben seit vierundzwanzig Stunden nichts Warmes im Leibe. Jedes einzelne Bedürfnis vertausendfacht. Die Hälfte etwa will austreten. Es ist die Vorschule des Krieges, die ich hier andeute. Ja man denkt an all das gar nicht, solange kein Krieg ist.

In Preußen immerhin haben kluge Köpfe vorher daran gedacht. An allen Bahnstrecken, auf allen möglichen Truppenstandplätzen werden Baracken für Küche und Latrine gebaut. Anfang und Ende so nah beieinander. Aber die Massen, die diesmal eingerückt waren, waren größer noch als alle preußische Ordnung und Vorsicht. Und so gab es an vielen Stellen ein Überlaufen, da für Beköstigung das ganze Volk mitgesorgt hatte.

Alle Tage andere Gerüchte. Jedes Regiment dünkt sich der Mittelpunkt des Schlachtplans. Die Herren Kompagniefeldwebel, die von den Geheimnissen des Bataillonsstabs hin und wieder zu schwache oder zu starke Dosen abbekommen, sorgen dafür, daß es abwechselnd fürchterlich gefährlich oder sehr rosig aussieht. Heute heißt es, das Regi-

ment geht ins Seebad nach Cranz. Morgen, wir müssen auf einen von vornherein verlorenen Posten, um den Anmarsch fünf Stunden aufzuhalten, bis es plötzlich eines Nachts um 12 Uhr heißt, das Regiment soll alarmbereit sein. Wieder werden eine Unmenge kleiner wesentlicher Dinge empfangen und an dreitausend Mann kompagnieweise verteilt. Patronen, Verbandstoff, Erkennungsschilder, die eiserne Ration und so weiter. Und jedes einzelne gemahnt an den Ernstfall. Die Kugeln surren schon erheblich näher.

Die Tage drauf marschieren auf allen verfügbaren Straßen Truppen. Keiner weiß, wohin. Nur irgendwo der Grenze näher. Es ist ein anderes Marschieren als sonst, mit geladenem Gewehr und mit Spitzensicherung.

Ostpreußen erinnert mich, es ist gewiß kein Zufall, an die Voralpen. Zwischen endlosen hügligen Wiesen Einzelgehöfte und wenig Dörfer. Aber alles in einer wunderbaren Ordnung, die auf langsame, primitive, aber gediegene Arbeit hinweist. Die Chausseen sind mustergültig, die Wohnhäuser klein und sehr einfach im Vergleich zu den großen massiven Ställen. Dieses Land gehört den Pferden und den Kühen.

Es ist zu groß, gegen einen einfallenden Feind standzuhalten. Der Durchmarschmöglichkeiten sind zu viele und die preußischen Wege zu gut. Aber

Wasser gibt es wie im Gebirge. Täler, Bäche und Flüsse und große Wälder und einige stattliche Sümpfe.

Zehn russische Armeekorps wollen es überfluten. Mit ihren Kosaken, die ohne Sold, ohne Bagage, ohne Feldküchen wie eine Räuberbande durchs Land ziehen und, soweit die Hufe ihrer kleinen zähen Pferde gehen, alles als ihr Eigentum betrachten, Männer, Frauen, Rinder, Schafe, Gänse, Gold und Linnen. Mit ihren Infanteriejagdkommandos und den zahlreichen Geschützen ihrer Artillerie das herunterzubrennen, was von den anderen verwüstet wurde.

Zwischen Gumbinnen und Stallupönen sollten sie aufgehalten werden. Zunächst nur von einer kleinen Armee, die tapferen Kronprinzer voran, und der brandenburgischen Landwehrbrigade.

Die ersten großen preußischen Märsche, von denen wir selbst im Frieden nicht glauben, daß sie möglich sind. Aber der eigentlichste deutsche Sport ist seit einem Jahrhundert das Wandern gewesen. Und ich gebe alle Olympischen Spiele dafür. Da gibt es keine Tages- oder Nachtzeiten.

Wir wollten uns gerade bei zwei alten mürrischen Leuten, die durchaus nicht an die Russen glaubten, in Daupelken zum Abendbrot setzen. Gebratenen Speck und Bratkartoffeln. Sie gaben es ungern, und peinlicher noch war ihnen, daß wir

vier Mann nicht in der Scheune, sondern in ihrem geräumigen Haus schlafen wollten. Es war eine etwas unheimliche Stimmung, denn bisher wurden wir überall mit dem größten Entgegenkommen aufgenommen. Und in dieser Gegend sollten, so hieß es, Russen wohnen.

Noch ehe wir an einen Überfall denken konnten, aber instinktiv die Waffe mit in die Stube genommen hatten, ging ein Rufen durch den kleinen, weit in einer Mulde verlassen liegenden Ort. Ein Wagen kam die Chaussee entlang gerast. Pferdestampfen — Alarmblasen. Das erlösende Moment bei aller Unruhe für jeden Soldaten. In einer Viertelstunde stand die Kompagnie fertig am Ausgang des Dorfes in stockfinsterer Nacht, aber es fehlte keiner.

Bei allen Nachtübungen sind Laternen, ja das Anzünden eines einzelnen Streichholzes verboten. Marschrichtung Insterburg. Über Äcker durch Wälder endlich auf die Chaussee. Niemand wußte, wie spät, niemand, ob wir richtig gehen. Vorwärts die einzige Devise. Um 1 Uhr nachts traf sich das Bataillon in einem Dorfe, eine Stunde vor Insterburg.

Notquartier — für zwei Stunden vielleicht nur. — Wieder sollen tausend Mann in einem Dorf mit vielleicht viertel soviel Einwohnern dicht beieinander Wohnung finden. Wir lagen zu fünfzehn in einem engen Holzstall. Aus einer Ecke sah

uns eine Ziege verwundert an. Das Grünfutter für Madame war das einzige Polster, das uns zu Gebote stand.

Insterburg, Gumbinnen. Diese Städte haben ein sehr puritanisches Pflaster, alte dickmaurige Kirchen. Sie liegen in irgendeinem schönen Tal an irgendeinem schönen Abhang, von denen man nicht weiß, wo sie hingehen und wo sie herkommen. Auch vor und hinter ihnen — sie sind dreißig Kilometer voneinander entfernt — ist das Gelände seltsam geschnitten. Man wandert in einem großen runden Tal, dessen Hügelränder sanft in Hufeisenform den Horizont verdecken. Es ist ein wunderbar edenhafter Anblick, diese eigentümliche, unauffällige Regelmäßigkeit. Und sobald eines dieser Täler durchschritten ist, öffnet sich ein anderes von gleicher Form.

Wir hatten zur Nacht das linke Ufer der Angerapp besetzt, eines jener ostpreußischen Flüßchen, die in tiefen Erdfalten mit unzähligen Windungen das Land durchziehen. Wie ein Schädel wölbte sich der Bergrücken, auf dessen Höhe wir in einem Einzelgehöft lagen, zwei Kompagnien, zum Ufer hinunter. Und drüben stieg eine weite hier und da bewaldete Höhe auf. Kein Haus, kein Dorf, kein Mensch außer uns Soldaten war weit und breit zu sehen. Während wir hinter dem Kartoffelgarten abkochten, rieselte ein leichter Regen in unsere Suppe mit Kalbfleisch. Es war eine weltverlassene Gegend, wie uns schien.

Da kam der Befehl „Schützengräben ausheben“. Im Nu wimmelte es auf dem kahlen Bergabhang von Schützenlinien. Es wurde bis in die Nacht hinein gearbeitet. Die ersten Nachtwachen. Je 12 Mann auf drei Schützengräben verteilt, hielten abwechselnd zwei Stunden Wacht und ein Feldwebel hatte unaufhörlich die Posten abzupatroullieren. Alles andere schlief alarmbereit in den Scheunen. „Knack“ ging es drüben im Wald und dann plätscherte die Angerapp dazu. Am andern Morgen ging es vorwärts. Über eine schmale Brücke seitwärts, fertig zum Abschluß mit Verhauen, drüben die Straße hinauf, bis wir in die Ebene kamen, in der wieder Gehöfte, Dörfer und zuletzt eine Stadt auftauchten aus den grauen Morgennebeln. Wie wir selbst aus unserem Tal anstiegen, so kamen aus allen Wegen jetzt Truppen. Weit vor uns, hinter einem Schloßpark war ein Regiment Kavallerie abgesessen. Sie hatten den Aufklärungsdienst zur Nacht durchgeführt. In der Luft ein leises Surren und dann, fast selbst wie eine Nebelwolke, in dem dunstigen Himmel kaum zu erkennen — unser Zeppelin. Er hatte seine Arbeit getan. Auf dem Marktplatz waren es schon vier Kolonnen, die nebeneinander und aneinander vorbei aus allen Gassen kamen und sich auf den Ausmarschstraßen wieder verteilten, Infanterie, Landwehr, Artillerie und Sanitätswagen, Ordonnanzen preschen zwischen ihnen durch, Motorräder knattern,

Offiziere sprechen in die Kolonnen, ermuntern, geben leise Befehle. Bataillone, Regimenter ziehen so über das Pflaster, schweigend, nur die Tritte hallen wieder von den Häusern, vor denen Menschen stehen. Mit eiligen Gebärden halten sie dampfende Kaffee-Eimer. Alle haben sie den einen Gedanken, die an der Straße stehen und die vorbeimarschieren, und die Frauen, die im Schatten der Türen leise weinen: Möchte der Sieg unser sein!

II.

Feuertaufe.

Truppen auf allen Straßen. Durch Dörfer ziehen sie, die noch nie den harten Tritt von Marschkolonnen gehört haben. Aus den Seitenwegen stoßen sie kompagnieweise zu ihren Bataillonen. Auf breiten Dorfstraßen, an den Eingängen zu den Städten machen sie in größeren Verbänden halt, setzen die Gewehre zusammen und lagern am Zaunrand oder sitzen auf den Bordschwellen. Es wird Brot ausgeteilt und Speck, und die Bewohner kommen mit großen Eimern voll Kaffee und Kakao, die schnell mit Trinkbechern ausgeschöpft sind.

Nun sind es schon doppelte Marschkolonnen. Links auf dem chaussierten Weg abwechselnd Feld- und schwere Artillerie. Rechts auf dem Sommerweg endlose Regimenter von Infanterie. In weitem Bogen zieht sich die Straße am Hügel eines Flußtales entlang in den Stadtwald hinein mit seinen alten Eichen und Buchen, der wie eine große, grüne Tarnkappe alle diese Kanonen, Gewehre, Reiter und Wagen unsichtbar macht.

„Das Regiment marschiert zum Nordtor hinaus und wartet auf der Straße nach —, drei Kilometer vor der Stadt auf weitere Befehle.“ — „Antreten! — Gewehre in die — Hand! — Das Gewehr — über! — Ohne Tritt — marsch! — Gruppenkolonne!“ Wieder ziehen Regimenter, graue und blaue, aus allen Seitenstraßen über den Markt. Drei, vier Kolonnen nebeneinander, aneinander vorbei. Offiziere rufen und reden in die Kolonnen hinein. Aufbleiben — Gruppenabstand halten! — Laßt die 24er da vorbei! — Rechts ran!“ Eine Ordonnanz prescht über das Kopfsteinpflaster, Automobile müssen durch, Motorräder knattern und lavieren auf schmalstem Raum mit doppelter Geschwindigkeit. An einer Straßenkreuzung steht eine lange Kolonne Sanitätswagen zur Abfahrt bereit. Schweigsam wie die Truppen selbst, die an ihnen vorbeimarschieren. Wie ein wunderbares Räderwerk greift diese lebendige Riesenmaschine, Angriff genannt, ineinander, klappert es unermüdlich in seinen Fugen, die Tritte von vielen Tausenden, die Hufe von Schwadronen, die Räder von Batterien und die harten, gedämpften Kommandostimmen. Und das Geräusch steht in gar keinem Verhältnis zu dieser Maschine, die alle Straßen einer mittelgroßen Stadt und die Wege hinaus aufs Land noch in die Äcker und Wälder hinein mit ihrem flachen Riesenleib bedeckt. In keinem Verhältnis zu den

Abertausenden von Kehlen, Lungen und Armen, Gewehren und Kanonenschlünden, die sich absichtlich ruhig verhalten: das Schweigen eines anmarschierenden Heeres! Das Abwarten und Sichbereithalten, das seine Stärke Verbergen hinter Mauern und in Wäldern läßt die Bewohner ängstlich aufhorchen und erstickt ihre Liebe zu den eigenen Soldaten in einem stummen Gruß, in Tränen, die Frauen im Schatten von Hausfluren weinen. —

„Das Bataillon nimmt in der Höhe des Dorfes — rechts von der Anmarschstraße bis jenseits des Gutsparkes eine Bereitschaftsstellung ein.“ Zwei Kompagnien verteilen sich auf dieser Strecke, zwei bleiben 300 Meter rückwärts geschlossen liegen. Die Züge, die Gruppen lösen sich wie aus einem Zauberknäuel in zehn, hundert Meter lange Bänder auf, die Mündungen von achtzig, zweihundertfünfzig, tausend Gewehren, doppelt so viele Augen zum Feinde gerichtet.

Noch war nichts vom Feinde zu sehen. Nur in der Ferne, da wo der obere Rand der Hügelmulde mit dem Horizont zusammenstieß, hin und wieder kleine Rauchwolken und bald darauf dumpfe Geräusche, Kanonendonner. Was wir hier taten, war also eine Vorsichtsmaßregel oder eine Flankendeckung. Aber welche Beruhigung, daß so vorgesorgt war. Und nun war alle Hände voll zu tun.

„Sehen Sie nach, welche Verteidigungsmög-

lichkeiten der Gutshof bietet!" sagte der Major zu mir und zum erstenmal in diesem Feldzug zog ich meinen Degen mit einem gewissen Stolz und dem Gefühl, vor einem Ereignis zu stehen, das ich in meinem Leben wie einen großen Feiertag, wie einen entscheidenden Beschluß hochhalten werde.

Vor den Insthäusern, die nur auf einer Seite des breiten Landweges mit all ihren vielen kleinen Fenstern zum Feinde hinüber sahen, liefen die Menschen unruhig umher, zumeist Frauen und Kinder, deren Männer und Väter im Felde standen. Mit erschreckten Gesichtern standen sie in den Türen, wehrlos gegen ein Schicksal, das sie noch längst nicht begreifen konnten, unschlüssig und ratlos, was sie tun sollten, ihm auszuweichen oder zu trotzen. Auf den Wiesen, auf denen bis gestern ihre Kühe weideten und ihre Kinder Greifen gespielt hatten, breitete sich das blutige Handwerk der Kanonen aus. Menschen, die sie ihre Brüder nannten und doch fremd und nicht zu Unterhaltungen geneigt, hoben die Rasenstücke aus, um den fruchtbaren Boden vor sich zum Schutze aufzuwerfen. Ohne sie zu fragen, ohne ihnen auch nur auf ihre ängstlichen Fragen Antwort zu geben. Denn wer wußte, was die nächsten Stunden bringen. Eiliger trugen sie jetzt ihre Habseligkeiten zu den Leiterwagen auf den langen Höfen zwischen den Gebäuden. „Wir lassen die Türen und Fenster auf," riefen sie uns über die

Straße zu. Wie seltsam, daß keine Klage über ihre Lippen kam; ohne ein herbes Wort haben sie ihre Wohnstätten unserem Verteidigungswerk preisgegeben. Ohne Mitleid gegen sich selbst. Und so waren auch wir: wir kämpften für das Land und für eine Idee, aber den Einzelnen konnten wir nicht schützen oder verschonen; da mußte jeder für sich selber denken und sorgen.

Im Gutshof stand eine Kalesche; der Gutsherr mit seiner Familie wollte abfahren. Er zeigte mir den Park und die Parkmauer. — Aber die Frauen im Wagen! Ich habe erst viel später daran gedacht, daß ich eine von ihnen bitterlich weinen sah. Der Gutsherr war ein schwächlicher Herr in städtischer Kleidung, die fast abgeschmackt auf mich wirkte. Aber auch er sprach kein Wort davon, wie viele Vorräte an Milch, Butter und Käse er in den Kellern und wie viele Kühe und Pferde er ohne Knecht und Magd in den Ställen zurücklassen mußte.

„Können Sie auf diese Pappel klettern?“ fragte mich der Major, als ich ihm Meldung über Park und Gutshof gebracht hatte. Natürlich konnte ich und so kletterte ich mit meinem Glas von der Schulter eines Soldaten in die hohen Zweige der Pappel hinein. Es ist wohl fünfundzwanzig Jahre her, daß ich das letzte Mal in einen Baum gestiegen war und allzu viel Gelegenheit gab es in Berlin dazu auch damals nicht. Aber gibt es etwas, das

man im Kriege nicht kann. Und ich stieg immer höher hinauf, immer wieder lockte ein Ast, seinen Halt zu probieren. In einem Wald am Horizont konnte ich Truppenbewegungen beobachten und ich strengte meine Augen an, bis ich erkennen konnte, daß es seitwäts ziehende Kolonnen waren. Mit Hurra fuhren unsere Batterien auf, da wo wir uns eben mit vielem Arbeitseifer eingruben. Die ersten Befehle, dann ging es wie ein Ruck durch die Batterie. Feuer, Rauch, Knall. „Die Infanterie geht vor!"

Das Riesenwerk einer Stunde, die in eine Stunde gedrängte Tausendstundenarbeit des Bataillons wurde im Umsehen abgebrochen. Dieses Feld, dieser kleine Hügel neben uns mit seinem alten Park, die weite, langsam ansteigende Ebene vor uns, ja der Obstbaum drüben mit seinen reifen Birnen, die wie ein Trunk frischen Wassers waren, meine Pappel, deren Wuchs ich bis in alle Zweige kennen gelernt, das alles hatte plötzlich gar keine Bedeutung mehr für uns. Und doch hatten wir sie in dieser kurzen Zeit liebgewonnen, waren ihnen verpflichtet für jede Hilfe, die sie uns leisteten, und die selbstverständliche Bereitschaft, sich dem Zerstörungswerk des Krieges zu opfern wie wir.

Im Umsehen aber auch änderte sich das Bild, das wir uns von der kommenden Schlacht machten. Das Gelände vor uns, das wir bis zu diesem

Augenblick mit Mißtrauen betrachtet hatten, war plötzlich gut Freund, bot uns seine Chausseen zum Marsch, seinen Rücken und seine Falten, uns darin festzusetzen und zu neuem Vormarsch auszuholen.

Die Felder, Äcker und Gehöfte, an denen wir vorbeimarschierten, wurden durch die Chaussee beherrscht. Auf ihr zogen neue Truppen heran, kamen die Ordonnanzen, Meldereiter und Motorräder, die die neuen Befehle brachten, fuhren die Munitionskolonnen an die Feuerlinie, die Bagage und die Sanitätswagen. Und die große Wichtigkeit dieser Straße für uns schien gekennzeichnet durch ihre Unbekümmertheit gegen Terrainverschiedenheiten. Wie ein Damm, ein Kanal, kurz, wie eine mathematische Linie erfüllte sie ihre ganz besondere Aufgabe und wirkte heute fast befremdend in der Natur. Oder war es die höchste Erfüllung ihres menschlichen Wesens, auf die sie bis zu diesem Tag gewartet hatte.

Auf halbem Wege zur vordersten Linie unseres Aufmarsches standen links im Stoppelfeld eine Windmühle und an der Straße selbst, hier und da, bald rechts, bald links, kleine Gehöfte. In der Windmühle und ihrem Gehöft hatte sich der Stab eines Divisionskommandeurs für die Dauer der Schlacht einquartiert und unsere Kompagnie machte auf einem kleinen Hof, einige hundert Meter davon,

halt. „Zur Verfügung Seiner Exzellenz." Der Hof war gerade so groß, daß das Karree der drei kriegsstarken Züge darauf Platz hatte und sich 250 Mann, Mann an Mann, mit Gewehr und Tornister hinlegen konnten. An der Straße wurden Posten ausgestellt. Die Bewohner hatten das Feld vor den Russen geräumt und die russische Kavallerie war offenbar erst am Morgen Hals über Kopf ausgerückt. Das massive Wohnhaus machte den Eindruck, als hätte es jemand beim Umzug, bevor er die letzten Stücke abholen konnte, hastig verlassen, ohne abzuschließen, in der Meinung, daß er noch einmal wieder kommen würde. Die Ställe waren leer. Einige Gänse, Hühner und Schweine irrten umher, verlassen wie der Rest von Möbeln im Hause. Wir nahmen uns davon, was wir brauchten, und steckten es in den großen Kessel auf dem Herd, als seien wir im Schlaraffenland.

Draußen fuhren noch immer Munitionskolonnen vorbei zur Front. Truppen, die in die Schlacht geführt wurden, marschierten nicht mehr auf der Höhe der Chaussee, sondern gingen zu je zwei Rotten links und rechts im Chausseegraben vor. Hinter den Gehöften in der Ferne sah man ganze Wagenkolonnen. Die Führer abgesessen, unterhielten sich in ihrem Versteck, bis die Granaten die Scheunen und Häuser niederbrannten und sie zwangen, ihren Platz zu verlassen. Im Trab verließen sie ihren

Schlupfwinkel und hier und da fehlte ein Pferd. Oder ein Reiter lag verwundet auf dem Bock. Ein Infanteriemunitionswagen, der über das Feld fuhr, machte plötzlich halt. Dann liefen die Pferde mit dem Wagen im Kreise, immerfort im Kreise, als seien sie vor einen Göpel gespannt. Durch das Glas sah man einen dicken Mantel über die Lehne hängen, schlaff, als sei er eben dort hinübergeworfen. Es war der Fahrer. Noch eine Rauchwolke über dem Gefährt, dann standen auch die Pferde still, zitterten, ließen die Hälse hängen und fielen im Geschirr. Am Rande der hügeligen Ebene, im Halbkreis, der den Einblick in den feindlichen Aufmarsch hinderte, arbeiteten unsere eignen Batterien unermüdlich. Und der Kanonendonner, an den sich das Ohr nun längst gewöhnt hatte, stieg bisweilen zu einem ununterbrochenen Brüllen der stählernen Schlünde. Mitten in die regelmäßigen Schüsse unserer schweren und Feld-Artillerie fuhren die feindlichen Salven. Eine ungebärdige Ungeduld lag darin, wie bei einem Paradeschießen über den Kreml hinweg.

Oben im Aufzug der Mühle erschienen hin und wieder graue Helmspitzen und die roten Streifen des Generals. Ein feindliches Flugzeug, das hoch über unsere Stellung hinglitt, mußte das Quartier des Stabes erkannt haben. Denn bald darauf wurden auch wir mit den ersten Granaten bedacht.

Ein Sausen in der Luft wie von Sirenen kündete sie an, eine dicke Fontaine von schwarzem Mutterboden wie ein kleiner Vulkan und zugleich ein heller Knall, als schlügen Panzerplatten gegeneinander. Es hatte etwas Beunruhigendes, wie diese Explosionen sich mählich an die Mühle und unser Gehöft heranpürschten.

Mit äußerster Spannung beobachteten wir diesen Granatenaufschlag. Zweihundertundfünfzig lagen wir da, das Gewehr im Arm, und sie hatten es deutlich auf uns abgesehen. Manch einer mag in diesem Augenblick leise gebetet haben, aber von Mensch zu Mensch ging kein unnützes Wort, keine Klage. Keiner von diesen Familienvätern bettelte um sein Leben oder lamentierte, keiner stellte eine unsinnige Forderung. Keinen Augenblick war die preußische Ordnung gefährdet.

Diese untätige Stille hatte etwas Ergreifendes. Nur wenige von ihnen würde ich nach Jahren wieder erkennen. Wenige nur kannte man mit Namen. Von einigen aber wußte ich, daß sie Weib und Kind und Hof zu Hause hatten oder eine Mutter. Daß da auch keiner war, der die Ruhe verlor und den Halt, das machte dieses leise Ausharren zu einer Macht, das wies auf verborgene Kräfte, auf ein deutsches Verantwortungsgefühl, auf eine gute Volksschule und eine herrliche Sache, der wir alle dienten. In diesem Schweigen erst

bewährt sie sich, denn alle wahre Größe ist schweigsam und verschwiegen.

Erst als der Heuschober hinter dem Stall mit furchtbarem Prasseln, als stürze ein Haus zusammen, in Flammen aufging, verließen wir zugweise das Gehöft, schwärmten aus über die Chaussee und drüben in der Wiese in einen Grenzgraben hinein. „In Deckung vor Sicht!" hieß es. Aber schon folgten die leichteren Schrapnells. S—s—s—it — bum, wie ein verirrtes Lämmerwölkchen stand es am blauen Himmel. Wir mußten dem Feind als anmarschierende Reserve gemeldet sein. Einen halben Tag haben wir unter ihnen gelegen, bis wir uns an sie gewöhnt hatten, zur Stadt zurückschickten nach Wurst und Brot und es im Graben verteilten. Immer zu zehn Mann eine Wurst und einen Laib Brot.

Das erste Armeekorps, hieß es, packt ihn an. Und bald hatte unsere Artillerie den ganzen vorderen Hügelrand besetzt. Im Galopp fuhren die Batterien an uns vorüber. Hinterher die Munitionswagen. Auf der fünf Kilometer langen Chaussee bis zum Hügelrand füllten sich Äcker und Straße mit Reserven. Das weite übersichtliche Gelände hatte sich in einen einzigen Exerzierplatz gewandelt. Die Gehöfte wurden im Vorbeimarsch oder bei der Rast abgesucht. Es war traurig mit anzusehen, wie sie hier gehaust hatten. Halbe Rinder lagen

umher, verlassene Bratpfannen, sinnlos erstochene Ferkel. In den Wohnhäusern waren die Schränke aufgebrochen, die Wäschestücke herausgerissen, selbst der Fußboden fast in jeder Stube entfernt. Eine gierige, hungrige Horde mußte hier gehaust haben.

Zwei Tage lang wurde hier gerungen. Die Artillerie hatte ihren großen Tag. Es war ein andrer Rhythmus, in dem die Deutschen, ein anderer, in dem die Russen schossen. Bei den Russen ging es stets mit einem fürchterlichen Gebelfer los. Wie wenn der Großknecht die Kinder erschrecken will. Es knallte ordentlich übereinander. Und dann war es wieder eine Weile still. Die Preußen schossen so sachte hin, aber mit zäher Energie. Und von den Spandauern hieß es an diesem Tage, sie hätten von hundert neunundneunzig Volltreffer gehabt.

Das Ohr gewöhnt sich bald an diesen mörderischen Lärm. Aber das Auge wird ängstlich. Kein Gehöft am Rand des meilenweiten Horizontes, das nicht mählich von der Glut der Feuerschlünde gepackt und zerrissen wurde. Spukhafte Silhouetten, tanzende Paare, Napoleon mit Zweimaster, ein altes Weib, ein junger Fant, Elchen und Grenadiere, eingerahmt von Baumwipfeln, huschten über den glühenden Aschenhaufen hin und her. Und wie die Ferne nah wurde zur Nacht, so wuchs die Nähe riesengroß. Jeder Zweig nahm

eine Gestalt an. Jedes Geräusch bekam eine unheimliche Bedeutung. Und das Bullern der Kanonen, das Rattern der Maschinengewehre, das Kommandorufen durch die Nacht, das Gewehrfeuer der Posten wollte kein Ende nehmen. Mitten durch diese unheimliche Unruhe ging die schnurgerade Chaussee von Gumbinnen nach Pillkallen zur Höhe von Springen. Da kamen jetzt langsam von Zeit zu Zeit am Rande des Wegs zwei Leutchen in schwerem Gang daher, die zwischen sich eine Bahre trugen: die Verwundeten vom Schlachtfeld.

Auf solch einem Revier Posten stehen: Halt wer da! — und immer wieder eine andere Antwort. Und jeder hat etwas Wichtiges, ja die Zeit ist schwerer geladen mit Schicksalen als irgend eine andere.

Die Nacht hat keine Zeit, Ruhe zu geben, sie gibt nur allem Geschehen ihre unheimliche Dunkelheit. Der neue Tag ist wie eine alte grause Gewohnheit am ehernen Muß, und mit dem allerersten Tagesgrauen öffnen sich die Schlünde der Mörser und Kanonen von neuem, der Sonne den Weg zu erleuchten, den die Friedliche nicht gerne geht.

Nur wir Menschenkinder haben uns bald an jegliches Neue gewöhnt. Als wir am Mittag des folgenden Tages in die vordere Gefechtslinie einrückten und die Schrapnelle etwas dichter als bisher

um uns her sausten, als die Artillerie eines ganzen russischen Armeekorps ihre Geschütze auf uns richtete, da haben viele von uns, übermüdet von diesen Tagen, tatsächlich geschlafen, während rings um uns Zünder und Schrapnelle niedersausten. Das ist die Lehre des Krieges, daß der Mensch sich an viel mehr Grausiges, Fremdes, Unerhörtes, Strapazen und Entbehrungen gewöhnt als die Natur.

III.

Am Feinde.

In dem Riesenkessel vor uns ist nun jedes Gehöft, jeder Wald und jede Anhöhe von Truppen erfüllt. Am fernen Rand des Tales in einem Halbkreis fahren neue Geschütze auf. Der Rhythmus unserer Feldgeschütze und der weit zurück in Wäldern aufblitzenden Haubitzen verrät eine wunderbare Ordnung, wie der schwere Tritt unserer Kolonnen. Exzellenz leuchtet oben aus dem Aufzug mit dem Glas das Feld und die feindliche Stellung ab. Ordonnanzoffiziere verlassen auf leichten Pferden im gestreckten Galopp das Gehöft, und bald darauf sieht man an irgend einer Stelle ruhende Truppen sich von neuem in Bewegung setzen. Man spürt, wie sehr es darauf ankommt, daß jedes Regiment, jedes Gewehr an der richtigen Stelle in das Gefecht geführt wird. „Fertig machen zum Anmarsch in der Richtung auf jenes Gehöft!“ heißt es plötzlich. Eine Unruhe in den Schützenreihen an der linken Flanke verrät eine feindliche Bewegung. Es ist Kavallerie gemeldet

von dort. Ein wütendes Gewehrfeuer an dieser Stelle tröstet uns über die Wachsamkeit der Unseren. Eine feindliche Schwadron ist im Feuer zusammengebrochen. Vereinzelte Schreie dringen bis zu uns herüber. Pferde stürzen übereinander, andere laufen herrenlos zur Seite, verschnaufen sich und rasen geängstigt umher, bis sie den Weg zurück in ihre Reihen finden. Ein schwarzer Doppeldecker fliegt hoch über uns hin. Eine ganze Kompagnie beschießt ihn. Zweihundertfünfzig Gewehre funken senkrecht in die Luft, aber in dem Kanonendonner klingt es aus nächster Nähe nicht anders, wie das Rattern eines Wagens auf holpriger Chaussee. Wir haben ihn nicht getroffen, er kehrt um und kaum war er am Horizont verschwunden, da kommen die ersten schweren Granaten in unsere Reservestellungen. Ein Sausen geht durch die Luft, und über einem niedrigen Feuerstrahl steigt die schwarze Erde in einem dicken Vulkan aus der Ebene auf. Hundert Meter links, jetzt dicht an der Mühle, in der der General Auslug hält. Dann wieder rechts und hinter uns. Die Kompagnien und die Züge nehmen Abstand, Stunden auf Stunden vergehen mit „Auf — das Gewehr über — ohne Tritt — Marsch. — Halt — Gewehr ab — hinlegen!“ Wir zählen die Gehöfte, die noch nicht in Flammen stehen. Und bis zum Abend ist keines mehr übrig. Jedesmal ist es, als führe ein Sturm in die Bäume, die das

Haus umrahmen, und dann fressen die Flammen die geraden Linien der Dachsimse, wühlen Löcher in die Mauern und reißen das Laub von den Bäumen wie hungrige Drachen. Erst nach Dunkelwerden hört das Brummen der Kanonen auf. Drüben werden Schützengräben ausgehoben, denn man erwartet für den nächsten Morgen einen Flankenangriff der fünffachen Übermacht. Nun heißt es, wieder nicht schlafen, sondern sich mit aller Gewalt wach halten. Es sind Posten auszustellen, die ganze Nacht ist die Straße strenge zu bewachen. Reiterpatrouillen ziehen vorüber, melden, reiten weiter, Bagagewagen fahren zur Schützenlinie mit Brot und Speck, werden angehalten und nach der Parole gefragt. In dem Haus bei der Mühle brennt die ganze Nacht das Licht. Befehle kommen und gehen. Jeder zweite Reiter fragt nach dem Hause des Stabes und wird hingewiesen. Und hin und wieder ziehen zwei Männer im schweren Gleichschritt die Straße daher, eine Tragbahre zwischen sich. Von links hört man plötzlich den dumpfen Schritt von Marschkolonnen. Eine Patrouille überzeugt sich, daß es eigene Truppen sind, die ebenfalls einen Flankenmarsch machen. Aus der Scheune kommt das Schnarchen einer schlafenden Kompagnie, vom Felde das Klappern von Spaten frischer Truppen, die sich eingraben. Da endlich wie eine Erlösung das erste Morgengrauen und dicht

vor uns fröhliches Gewehrknattern. Die Unsern rücken in die Schützengräben ein. Am Wald drüben feindliche Kolonnen, Visier „500, Schützenfeuer". Die Artillerie setzt ein, ganze Reihen stürzen sie zusammen, das übrige nehmen wir aufs Korn. Und kein einziger kommt auch nur auf 400 Meter heran. Noch ist die Sonne nicht über den Waldrand, da haben wir, ein Bataillon, einen Angriff glänzend abgeschlagen. Das Bataillon sammelt sich und wird an anderer Stelle eingesetzt. Das ist die moderne Schlacht. Die wenigsten, die in ihr kämpfen, wissen, wann sie angefangen hat, wissen, wann sie aufhört. Nur eines bleibt sich immer gleich, jenes S—s—s—it — bum der Schrapnelle und die weißen Wölkchen über unseren Köpfen, die, wenn sie zu nahe kommen, vier, fünf aus unseren Reihen reißen. Und manchmal wundere ich mich, daß es mich noch verschont hat. Aber aufmerken ist alles und die Ruhe nicht verlieren bedeutet schon den halben Sieg.

Eine Stunde später lag die Kompagnie in Kompagniefront vor dem letzten höchsten Gehöft des Dorfes. Fünfzig Meter davor, hart am Rande des breiten Hügels, hinter dem in alten schönen Bäumen an der Chaussee das Dorf versteckt lag, hatten die Unsern einen tiefen Schützengraben ausgehoben und besetzt. Noch gestern hatten hier die Kosaken gehaust, und auf den einzelnen Gehöften sah es

wüst aus. Jetzt standen die schweren Munitionskarren unserer Artillerie im Dorf. Und es wurde fleißig vorgetragen zu den Batterien hinter dem Abhang.

Man wartete auf den feindlichen Infanterieangriff. Mehrere Armeekorps waren im Anmarsch. Aber sobald sich drüben, 1200 Meter in der Ebene, feindliche Schützenlinien zeigten, sah man unsere weißen Rauchwölkchen über ihnen. Dann gab es ein Stolpern und Fallen, und die übrigen liefen, was sie konnten, zurück in den Wald.

Aber auch hier an der Höhe war es nicht geheuer. In den kleinen Birkenstand in der Mulde vor der Scheune prasselte es unaufhörlich hinein und auf das Dach der Wirtschaftsgebäude. Die Sonne hatte keine rechte Kraft sich durchzusetzen und unwillkürlich rückten wir dichter aneinander gegen den Hügelabsatz vor uns. Allmählich verstummte auch die Unterhaltung und wenn es gar zu arg kam, hielten wir den Atem an. Irgend einer hatte einen Topf mit Pflaumenmus ergattert. Da langten wir hinein, denn die Mahlzeit gestern war recht kläglich gewesen. Zum Teufel, es sah traurig aus mit uns.

Nun kam auch noch Maschinengewehrfeuer. Der Artillerieoffizier bemühte sich vergebens, die Stellung der feindlichen Maschinengewehre ausfindig zu machen. Es war plötzlich ganz still geworden in

der Kompagnie. Bis eben hatte man sich noch über russische Geschosse unterhalten. Ein paar Gewehrkugeln und ein Schrapnell gingen von Hand zu Hand. Es lagen ja genug umher, und jedesmal, wenn einer geduckt Wasser holen nach dem Gehöft zurücklief, brachte er triumphierend ein paar davon mit.

„Die Zugführer!" Der Major hatte aus seinem Unterstand gerufen, von dem er die Bewegungen des Feindes beobachtete. Zwei Feldwebelleutnants und ein Vizefeldwebel krochen hin zusammen mit ihrem Hauptmann in den Unterstand, eine ziemlich geräumige Erdgrube, die mit Brettern und Balken überdeckt war.

Der Major gab den Befehl, die Kompagnie gruppenweise zurückzunehmen in das Gehöft und von der andern Seite des Dorfes in den Schützengraben einschwärmen zu lassen. „Wir werden hier von der Artillerie eines ganzen Armeekorps beschossen. Weiß der Teufel, auf welche Weise sie uns hier entdeckt haben!"

Kaum hatte sich die Kompagnie in dem Gehöft gesammelt, so knatterte es in das Dach hinein. Einmal, zweimal. Dann kam ein Zünder. Mit fürchterlichem Gedonner fiel der Dachstuhl zusammen, und aus allen Fenstern züngelten im Umsehen helle Flammen heraus. Da trat aus dem Qualm des Eingangs ein russischer Offizier heraus

mit einem Taschentuch in der Hand. Sein lehmgelber Mantel hatte große Löcher. Er hatte die ganze Zeit vom Schornstein aus seinen Batterien Zeichen gegeben. Er wurde gefangen abgeführt.

Und jetzt hörte man auch vor dem Gehöft erneut ein andauerndes Bumbum, das Zerplatzen und Niederprasseln der Schrapnells auf den harten Lehmboden, auf dem kurz zuvor die Kompagnie in Bereitschaft gelegen hatte. Der Boden war aufgeworfen wie von einem Pflug.

Es war ein seltsames Unbehagen, zu denken, das galt dir, und es ist ein reiner Zufall, daß du nicht jetzt dort liegst — durchlöchert und im eignen Blut.

Auch in der Dorfstraße regnete es förmlich Schrapnellsplitter, und die alten Bäume ächzten und knarrten, das Laub raschelte wie in einem Gewittersturm. Eines der Gespanne am Eingang zu einem Gehöft hatte einen Volltreffer bekommen. Zwei von den Pferden fielen wie unter einer Axt. Die beiden anderen zitterten wie Espenlaub. Sie waren etwas durch die andern gedeckt und hatten nur Brust- und Halsschüsse. Das Blut floß ihnen aus den Nüstern. Aber sie wollten nicht fallen. Sie schüttelten sich nur.

Weiter. „Richtung gerade aus: Schwärmen!“ Die Zugführer voran eine steile Böschung hinauf und dann über einen Sturzacker auf den Rand der Anhöhe zu.

Im Schützengraben rührte es sich. Die Kompagnie sollte in diesen Schützengraben einschwärmen.

Von drüben kam die Antwort. Als wollte die Erde bersten, wie ein einziger gewaltiger Donner rollte das Geschützfeuer, und von hinten ging aus den eignen schweren Batterien wie im Takt dazu Bum, bum, bum, daß die Erde unter den Fußsohlen sich ruckweise fortzubewegen schien. In ganzen Herden sammelten sich die weißen Rauchwolken in der Luft, kringelten sich wie Zigarettenrauch. Dann bollerte es, als stünden Haubitzen dort oben, und unten spritzten die rotbraunen Lehmwolken wie kleine Krater aus dem Boden. Überall, vorn, hinten, rechts und links und dann wieder in ganzen Reihen.

„Hinlegen!" Der Weg war zu weit für einen einzigen Sprung. Wollte mir jemand etwas zurufen? Oder war es nur von ungefähr, daß ich mich umsah? „Aah!" sagte der, als müsse er tief Atem holen vor Ermattung, dann fiel er in sich zusammen.

Das war Gewehrfeuer. „Plärr!" machte es, dann war es vorbei. „Plärr", ein Laut, der durch die Nerven ging, und dann der Aufschlag: „Batsch!" Rechts neben mir kugelte sich einer vornüber, als sei ihm plötzlich der Kopf zu schwer geworden. „Oh, oh, oh, oh!" Ein Kopfschuß! Merkwürdig, wie

schnell man in all diesen Dingen erfahren wurde. Und wie man das feststellen kann, mit ruhigem Herzschlag. Nicht mehr, als hätte man irgend etwas Belangloses verloren. Es half nicht viel, daß man sich sein Gedächtnis auffrischt. Jeder einzelne hatte ja Unglaubliches schon geleistet im Marschieren ohne Kaffee und Mittagbrot und im Nachtwachdienst. Um jeden einzelnen war es schade.

„S—s—s—it — bum!“ ging es über die Schützenlinie hin. Das waren die russischen Granaten im Auslauf. Und „Bum! Uh—uh!“ das waren die Preußen im Anlauf.

Aber noch ein Sprung und wir hatten den Schützengraben, die Unsern erreicht. Lachende Gesichter begrüßten uns. Und wie Schüler zu ihrem Meister sahen wir zu diesen jungen Reserveleuten auf, die hier den zweiten Tag unterm Feuer der feindlichen Schrapnells saßen, ihr Büchsenfleisch verzehrten, Zigarren rauchten und den warmen Kaffee-Eimer wandern ließen. Nur wenn die schweren Granaten dicht über dem Graben hinheulten, duckten sie sich ein wenig. Und bei dem Singsang der Schrapnells lehnten sie sich gegen die vordere Wand. „Kopf weg!“ riefen sie uns dann zu, und bald hatten wir es ihnen abgelernt, wie man fröhlich schwatzen lernt unter dem grauligen Bum Bum der Batterien. Und auch wir packten unsere Habseligkeiten aus, gerade so, als

seien wir nach einem langen Marsch in einem Dorfgasthaus angelangt.

Mit Dunkelwerden hörte die Kanonade auf. Das Land vor uns verwüstet. Aber wer kümmert sich jetzt darum. Zuerst steigen einige Offiziere aus dem Schützengraben heraus und gehen über die Ebene hinter uns ins Dorf zurück. Dann kommt der Befehl: Es kann abgekocht werden. Und das Plateau, das noch vor wenigen Stunden allein den niederplatzenden Geschossen gehörte, wimmelt jetzt von Soldaten in Mützen. Aus dem Schlachtfeld wird ein friedlicher Lagerplatz mit kleinen Gräben, in denen über niedrigen Feuern Hühner und Gänse in Kochtöpfen schmurgeln.

In dem Gehöft hinter uns werden Verwundete gebettet, Gefangene stehen unter Bewachung zwischen den Unsern. An der Scheune liegen drei tote Kameraden, die Gesichter mit weißen Tüchern bedeckt. An dieser Mauerecke ist es still. Jeder der hier vorbeigeht, verlangsamt seinen Schritt. Man grüßt sich stumm und die Wache spricht leise mit ein paar Kameraden der Toten. Von ihrer Art und von ihren Verwandten, die nun den Brief vom Hauptmann erhalten werden.

Auf der Dorfstraße ist ein Leben, als wäre Jahrmarkt, ein Hin- und Hergehen zu den Brunnen, ein Ein- und Ausgehen in die Häuschen, die schwach erleuchtet sind. Auf den Höfen wird geschlachtet

und in den engen Küchen stehen Soldaten am Herd und brodeln und kochen für ein Dutzend Kameraden oder für einen Zug.

Die große Scheune vom Gasthof brennt noch immer. Die Sparren stehen wie glühende Eisen in der Dunkelheit und von allen Seiten drängen sich dunkle Gestalten heran. Nicht zum Löschen, sondern mit einem gefüllten Kochgeschirr, in den Aschengluten ihre Suppe zu kochen. Der Ort Springen ist überfüllt von grauen Gestalten wie ein kleiner Wallfahrtsort, wenn die Gottesmutter ihren Segen austeilt. Der Ort Springen, der keine Bewohner mehr hat, ist überflutet von Soldaten, die ihre Gewehre vorn in den Schützengräben bei einigen Posten ließen. Sie gehen von Haus zu Haus, sie erfüllen die Straße und die Gehöfte.

Alle scheinen sie auf der Suche nach irgend etwas. Dem fehlt Salz, jenem noch das Fleisch, jener holt sich ein halbes Dutzend Kartoffeln. Und an den Brunnen stehen sie reihenweise, als würde dort Met verschenkt. Der kleine Ort Springen und die Dunkelheit der Nacht gibt einigen tausend Soldaten mit seinem zurückgelassenen Viehzeug Nahrung für diesen Tag und den folgenden, und ein paar Stunden der Sicherheit. Mit dem ersten Morgennebel wird die Stätte leer sein und die Menschen, die jetzt hier durcheinander laufen, werden ungesehen in ihren Schützengräben stehen

in Reih und Glied. Das Feld und die Gräben, die Straße und die Gehöfte werden wieder einsam oder durchschlichen von Ordonnanzen und Munitionskolonnen. Hinter den Gebüschen werden neue Reserven antreten.

Als wir trotz siegreicher zweitägiger Schlacht in der Nacht darauf das schöne Ostpreußen verließen und den Feind hereinließen — weil er von Süden mit vielfacher Übermacht heranrückte und weil wir ihn an anderer Stelle abwarten sollten — da zogen irrend und brüllend die Rinderherden ins Land hinein. Die Fohlen rasten mit jedem Pferde mit, bis sie sich die Beine brachen. Die Natur war erfüllt von einem großen, schrecklichen Wehklagen, das aus Armeen von Vieh herausscholl wie aus einer gepeinigten Unterwelt. Nur die Hunderte, Tausende von Leiterwagen, die Hunderttausende Menschen darauf, jung und alt, in äußerster Armut; nur das Heer, das zurückmußte, ohne besiegt zu sein — wir Menschen, wir haben nicht gemurrt.

IV.

Ein preußischer Rückzug.

Überall ein Rinnsal, überall ein Flußlauf. In wunderlich launischem Lauf schlängeln sie sich durch breite oder schmale Täler. Manchmal ist es wie ein Einschnitt mit der Schnur, manchmal zieht sich der silberne Lauf wie ein achtlos ausgeworfenes Lassow durch das Tal. Bald sind die Ufer steil wie in einem Hochgebirge, bald breiten sich Wiesen wie Kissen zu beiden Seiten der Ufer aus. Aber die Angerapp, die Inster, die Oxinna, die Alle, die Pissa, die Deime, der Pregel, alle wenden und drehen sie sich im Lande umher, als könnten sie sich gar nicht von ihm trennen. Und so kommt es, daß die Straßen von Ostpreußen bald einmal an eine Brücke kommen. Alle sind sie groß für reichlichen Wasserzuwachs berechnet und machen einen sehr strategischen Eindruck. Die Ufer dieser Flüsse sind in der Tat die natürlichen Verteidigungslinien gegen das Vorrücken des Feindes.

Wir waren zirka zehn Kilometer auf der Chaussee

von Gumbinnen nach Insterburg, da kamen wir an das Angerappufer. Pioniere machten sich daran zu schaffen. Die Landschaft hatte etwas Biblisches. Große Pappeln zeigten die Chaussee entlang, auf der ein preußisches Heer dahinmarschierte. Ohne Gesang, eine gedrückte Stimmung hatte sich unser bemächtigt. Keiner wußte recht warum und doch dachte niemand daran, sich gegen das unerbittliche Muß zu sträuben. Was war nur los, warum hieben wir nicht auf sie ein.

Reiter sprengten vor, Kavallerie-Patrouillen brachten Meldungen. Die Artillerie mit ihren schweren Geschützen fuhr an der Infanterie vorbei. Alles in einem verhaltenen Tempo. Die Sonne war heiß und das Licht gelb. Bis es am frühen Nachmittag fahl und grau wurde. Eine Beleuchtung, wie sie nur der Orient kennt. Dabei wandelte sich die Sonnenscheibe allmählich in eine Halbmondscheibe. Und die Sonne verdunkelte sich im Tal der Angerapp. Wie eine schier endlose Schlange bewegte sich das Heer auf der Straße nach Insterburg fort. Da riß sich ein langer Schwanz von dem Ganzen los und marschierte in Teilen links in die Felder hinein. Links und rechts der Chaussee wird eine Bereitschaftsstellung aufgenommen. Erhöhte Wachsamkeit, eiliges Ziehen von Schützengräben. Biwak mit Vorposten.

Drüben auf den Höhen konnte man weit rück-

wärts hineinsehen ins Land, das nun den Russen freigegeben werden sollte. Überall Vieh, Pferde, Rinder und Schafe. Sie stehen auf den Bergen, an den Abhängen, unten am Ufer der Angerapp, vereinzelt, in Scharen. Verlassen. Wie ein einziger ununterbrochener Hilfeschrei geht das Rufen der volleuterigen Kühe durchs Land. Immer klagender, immer greller, immer menschenrufähnlicher. Die Schafe fallen um.

Zu gleicher Zeit kommen auf allen Wegen von den Höhen lange Marschkolonnen von Leiterwagen. Schon auf den Seitenwegen sieht man sie einzeln irgend einem unbekannten Ziel zustreben, langsam Schritt vor Schritt. Es sind keine Erntewagen; die sehen anders aus. Nicht wie Schnecken mit hohem Haus und jener fröhlichen Beweglichkeit von kornbeladenen Wagen; nein, wie abgemagerte Rinder schlichen sie dahin, dürftig beladen mit Betten, Stroh und Kisten, Kindern und Frauen.

Auf der großen Straße, die an uns vorbeiführte über die Angerapp von Gumbinnen nach Insterburg, da war es eine einzige ununterbrochene Reihe geworden. Dieses gewaltige Elend, dieses Losgerissensein von Haus und Hof konnte kein Ende nehmen. Eine Kuh, ein Terrier oder Fohlen: fast jedem der Wagen folgten ein oder mehrere der verschiedensten Haustiere. Vielleicht die Lieblinge, vielleicht auch für die Kinder, oder die notwendigste Nahrung,

falls die Not am höchsten. Sie hemmten den Vormarsch und die Langsamkeit dieser Kolonne hatte etwas tief Deprimierendes. Keine Klage kam von diesen Wagen. Auswanderer und Soldaten sahen sich an, das war alles, sie wußten genug. Wer hätte um andere klagen sollen. Nur hin und wieder aus den Reihen der Soldaten ein Witz, ein Zuruf: „Wir kommen schon noch wieder!" oder ein Gruß an die jungen Mädchen. Alles wurde dankbar hingenommen. Nur das Schweigen in dieser hellen Augustluft, in dieser klaren, scharfgezeichneten Landschaft mit dem weichen Horizont hatte etwas Unheimliches.

Noch ein drittes Heer marschierte bald darauf in derselben Richtung. Mählich sah man das Vieh von den Weiden nach Westen abziehen. Überall, wo ein Hürdendurchlaß war, gingen erst ein, zwei, dann drei und mehrere Kühe hindurch. Auch dieser Zug schwoll an von Stunde zu Stunde. Er marschierte nicht auf der Straße. Fünfzig, hundert Meter in der Wiese, links und rechts vom Wege, zog die schwarze Herde gen Westen. Hie und da stockte der Zug, aber schließlich wurde auch er so lang, daß man weder Anfang noch Ende sehen konnte. Und es war, als ob alle Klagen, die von den Flüchtlingen selbst in bitteres Lächeln, Stillschweigen und leises Weinen erstickt wurden, sich hier gewaltsam Luft machten. Wie ein nutzloses Rufen nach Kindern, wie das Stöhnen von Ver-

wundeten, das Schreien am Marterpfahl, wie ein Alarmruf, der die Erde aus ihrer Ruhe erwecken möchte, gellte es durch das Tal. Kaum hatte sich das Ohr ein wenig daran gewöhnt und die Arbeit um die eigene Sicherheit die Gedanken daran betäubt, dann kam es irgend wo her doppelt schrill aus einer fürchterlich gequälten Tierbrust. Als sei der durch Verstand und Willen gebändigte Instinkt des Menschen in die Herden gefahren. Jener Instinkt, der nicht begreifen kann, daß es irgend etwas Wichtigeres gibt, als Atmen, Essen, Schlafen und an gefüllter Krippe stehen. Seit Generationen haben sich diese Tiere willenlos in die Hände der Menschen begeben. Der bestimmt ihre Geburt, schafft ihnen Nahrung und liefert sie dem Schlächter aus. Das ganze Leben ist für sie gesorgt auf fetten Weiden und wenn dann eines oder das andere daran glauben muß, erlischt seine Klage in dem Wohlbehagen der Tausende, die zurückbleiben, sich ernähren und vermehren. Dieses eine Stück Wiese und drüben der Abhang, der Fluß und Stall und Hof ist ihre Welt. Die ganze Schwere der Heimatlosigkeit ist in ihre Glieder gefahren, die von keinem Gedanken gelenkt sind. Aber man kann sich auch als Mensch noch so sehr dagegen sträuben, der elementare Ausbruch dieses Rufes nach Hof, Stall, Haus und Magd hatte etwas Quälendes.

Der eintönige Rhythmus ratternder Wagen-

kolonnen hörte auch nach Dunkelwerden nicht auf. Und kaum hatten wir das erste Biwakfeuer, um von den irrenden Kälbern eines zu Suppe zu kochen, so begann auch die sirenenartige Musik von feindlichen Schrapnells. Da war es wieder einmal mit dem Essen nichts, wie so oft in den folgenden Tagen.

Von den nächstliegenden Gehöften wurde Stroh requiriert und dann ging's, wer schlafen konnte und durfte, unter das Zelt. Alle diese Gehöfte waren nun auch verlassen. Ein kleines lag so friedlich am Rande des Abhanges. Im regelmäßig sauberen Viereck des Hofes saß ein Kätzchen. Über einen Staketenzaun sah man in einen kleinen Garten mit Bäumen und hatte einen weiten Durchblick in das andere Tal mit seinen Wäldern, Dörfern und Eisenbahnhof. Ein wunderbares Abendplätzchen nach heißem Erntetag. Auch hier wie überall das Wohnhaus nur klein, aber dafür die Ställe um so geräumiger, massiv und sauber. Die Tür stand offen, aber niemand antwortet. Der Herd ist erloschen, aber in der Speisekammer stehen noch große Gefäße mit saurer Milch. Auf den Tischen liegt mancherlei umher, die Spinden sind nur zum Teil leer gemacht. Man hat viel zurücklassen müssen und vielleicht manches Unnütze aus Anhänglichkeit mitgenommen.

Der Haushahn thront auf dem Küchentisch und

unter dem Herd springt winselnd ein treuer, stachliger Hofhund vor. Er hat wohl nicht geglaubt, daß sein Herr fortgehen würde länger als für ein paar Stunden. Diese Stuben wirkten wie ein Mensch, der über einem großen Unglück plötzlich die Sprache verloren hat und mit leeren, starren, hilflosen Augen in die Welt guckt, die er nicht mehr begreift.

Mit Morgengrauen war die Straße wieder von dreifachen Kolonnen besetzt, die jetzt weiter auf Insterburg zurückmarschierten, eine vierte marschierte im Acker. Wo kamen noch alle diese Truppen her? Kein Wunder, daß der Russe an keiner Stelle hatte durchbrechen können. Er kannte die Wirkung unserer Geschosse von Gumbinnen her. Nicht einen Knopf, nicht einen Riemen haben wir am Wege zurückgelassen. Und zwischen uns die Flüchtlinge. Wagen an Wagen zog der schweigende Fuhrpark eines ganzen Regierungsbezirks langsam vorwärts und vorbei ratterten die Geschützkolonnen im Trab, um irgendwo seitwärts in Stellung zu gehen. Vor uns im Tal die Türme von Insterburg, aber der Strom von Menschen, Pferden und Wagen, der über die Ufer der Chaussee hinausgetreten war, war zu breit, in die schmalen Straßen der Stadt einzufallen. Und so wurde ein großer Nebenstrom geschaffen, der an den Höhen entlang die Stadt umging. Sie brauchten noch einen Tag und eine Nacht Ruhe vor dem Feinde für alle die, die vor

den Russen fortziehen und die ihre Speicher räumen wollten. An kleinen Vorstadthäuschen vorbei, die verlassen in ihren Gärtchen lagen, über große Gehöfte, auf denen ganze Kompagnien sich für ein paar Stunden einquartiert hatten, über Sturzäcker und Stoppeln durch ein versandetes Flußtälchen kamen wir zu unserem Gehöft unweit einer anderen von Osten auf Insterburg führenden Chaussee. Wo noch ein Brunnen Wasser gab, wurde er belagert und mit großen Milchkannen kamen Abordnungen von weither Wasser zu holen.

Ein altes Mütterchen stand im Vorgarten ihres Häuschens. Sie wäre wohl am liebsten hier geblieben, denn sie glaubte nicht an die Russen. Und was sollte denn aus den kleinen Schweinchen im Stall werden, die sie täglich gefüttert hatte, und aus der Katze, die nicht vom Herd fortgehen wollte. „Komm nur, Mutter, schnell und mach die Stalltür auf, damit sie 'raus können," riefen ihr die Kinder zu, die schon ein Stück Weges mit ihren hochbepackten Leiterwagen hielten. Und das Mütterchen hinkte ohne Kopftuch und Mantel, wie sie von ihrer Ofenecke aufgestanden sein mochte, kopfschüttelnd zur löchrigen Gartenpforte hinaus. „Sie kommen ja nicht, sie kommen ja nicht," murmelte sie unwillig vor sich hin. Und das Zicklein meckerte ihr ungeduldig nach, daß sie sich umsah, plötzlich ein großes buntes Tuch aus dem Rock zog und sich die

weinenden Augen wischen mußte. So stolperte sie an ihrem Krückstock davon.

Wieder ein Gehöft auf der Berghöhe Front nach Gumbinnen, die Kompagnie marschiert ein. Schon sind Ulanen da, die gewaltsam den Pumpenschwengel bearbeiten, daß ein dicker letzter Strahl trüben gelben Wassers aus dem Rohr hervorbricht. Die Scheune rechts gehört uns, die andere muß frei bleiben für eine andere Kompagnie. Aber erst heißt es Schützengräben ausheben. Und die Kompagnie wird eingeteilt. Ein Teil darf abkochen, ein Teil muß hundert Meter vor dem Gehöft sich eingraben.

Auf dem Gehöft gibt es noch Vieh: zwischen den Soldaten laufen junge Pferde umher. Niemand wußte, war der Besitzer im Feld? Wo war sein Vertreter? So nahmen wir uns, was wir brauchten. Nur Wasser fehlte. Zwei Kolonnen wurden ausgeschickt; sie kamen nach einer Stunde mit vier Milcheimern voll Wasser wieder. Zwei Kilometer entfernt, auf der Höhe, dort lief noch ein Brunnen. Allgemeiner Jubel. Dazu schien die Sonne und auf der Fohlenwiese konnte man sich im Rasen die Stiefel ausziehen und das Hemd in einem Lehmpfuhl waschen, wer Lust und Zeit dazu hatte. Fehlte nur noch ein stärkender Schluck; am meisten hatten wir seit zehn Tagen einen Schluck Bier entbehrt. Ein Radfahrer mit einem Rucksack machte sich auf

nach Insterburg. Aber wie sollte er die Wünsche einer ganzen Kompagnie berücksichtigen. Und so war, was er mitbrachte an Tabak und Getränken, ein Tropfen in den heißen Schlund. Als er wieder kam, hatte er viel zu erzählen von der Niedergeschlagenheit der Bewohner, die ihre schöne Stadt verlassen mußten. Wir aber waren uns keiner Schuld bewußt, hatten ein reines Soldatengewissen. Wir hatten dem Feind standgehalten, wo er sich zeigte, und dieses Land mußte einem höheren Kriegsplan sich opfern. Wir gaben das Tempo an, in dem uns der Kosak und die russische Artillerie folgen durfte. Und unser Herz wehrte sich auch gegen die wirtschaftlichen Sorgen unserer Mitbürger. Waren wir nicht jeder wie der Knabe Simplizius Simplizissimus, dessen Seele nicht verstand, was seine Augen sahen.

Bald darauf kam der General, sich unsere Stellung anzusehen und wir hatten gute Arbeit getan. Ordonnanzen ritten von Bataillonsstab zu Bataillonsstab und auf der ganzen Höhe entlang, soweit das Auge reichte, sah man Soldaten sich zu schaffen machen, wie wir selbst. Starke Kavalleriepatrouillen ritten ab ins Vorgelände. Und zur Nacht wurden auch von uns Vorposten einen Kilometer weit hinausgeschoben auf eine zweite Anhöhe. So links, so rechts. Artillerie hatte sich in Abständen neben uns aufgebaut. Insterburg war

im Laufe eines halben Tages gegen Osten von uns befestigt worden. Nun konnte der Abend kommen und die Nacht.

Noch einmal ging es Wasser holen. Es war schon spät abends, aber man wußte, was der folgende Tag bringt, und ihn mit einem heißen Schluck Tee einzuleiten ist besser, als mit kaltem Magen. An Posten vorbei mit der Parole Königsberg vorn über die Höhe in ein Gehöft, von dem man nur das schwarze Gebüsch sich von dem Boden abheben sah. Auch hier Kirchhofsstille. Da kam ein verirrtes Wägelchen mit einem alten Bauer drauf. Der war heute nach Insterburg gekommen, um sich dort operieren zu lassen, mußte aber mit seinem Leiden wieder abfahren und hatte sich nun verirrt. Wir nahmen ihn mit und es dauerte nicht lange, da hatte der Wagen und unser Anmarsch die Postenkette in Aufruhr gebracht. Pitsch — Pitsch knallte es an unseren Ohren vorbei. Schon wurde es hinten in der Front lebendig. Schwarze Kolonnen huschten in die Erde hinein. Blinder Alarm. Alles lachte, als wir uns zu erkennen geben konnten. Einige aber fluchten auch über die unnütz gestörte Nachtruhe. Und ich brachte wieder das Gefühl mit, wer will hier einbrechen, wenn hinter jedem Erdklumpen ein preußischer Helm auftauchen und ein so wachsamer Feuerschlund lebendig werden kann.

* * *

So ging es Tage lang und Nächte lang neben brüllenden Herden — ihrer wurden immer mehr und ihre Zahl schien Legion — neben schweigenden Flüchtlingen auf bunten Kissen in ihren Leiterwagen. Staatskarossen oder Breaks oder irgend ein anderes herrschaftliches Fuhrwerk unterbrachen bisweilen die Reihen der Arbeitswagen, aber niemand dachte daran, daß darin wohl reichere Leute saßen. Sie konnten nicht an anderen vorbeifahren, denn alle Straßen waren bis über den Rand besetzt, und mußten halten, wo jene halten. Sie unterschieden sich durch nichts von den Allerärmsten ihres Landes, sie alle waren jetzt heimatlos geworden. Ein einziges ehernes Gesetz des Ausharrens herrschte hier.

Vor den Gehöften, in den Dörfern standen die letzten, von denen, die sich nun auf den gleichen Weg machten. Hin- und Herlaufen wie bei jener Feuersbrunst und doch war nirgends eine Flamme, nirgends läuteten die Glocken Sturm, niemand kommandierte die Rettungsmannschaften. Jeder, aber auch jeder, war sich selbst überlassen, mußte still das Seine tun und alles das war so neu, daß auch niemand ihm hätte sagen können, was nun zuerst zu tun sei.

Wieder ging es über Brücken an Städten vorbei, die von Flüchtlingen so angefüllt waren, daß niemand mehr Platz darin hatte. Wieder wurde

ein Schützengraben, ein Lager für die Nacht bereitet, dessen sich niemand erfreuen konnte. Aber sie wagten es nicht, ein einziges Mal uns anzugreifen. Und so zogen wir an jedem neuen Morgen mit derselben Ruhe und wachsendem Humor über den saumseligen Feind unsere Straße weiter.

Im Schloßpark von Norkitten wollten wir es uns einmal gemütlich machen. Auf hoher, runder Bergkuppe liegt dieser Schloßberg mit dem tiefen Einschnitt des Oxinnatals herrlich verträumt unter alten Buchen. Man kann nicht aus den Augen gucken vor lauter lieben, lauschigen Plätzchen, die hier zusammengedrängt sind wie sonst nur an einem verzauberten Ort. Im Umsehen waren die bewaldeten Ufer und die Wiesen und das schmale Wässerchen, das sich ein so großes imposantes Tal gegraben hat, bedeckt mit Badenden. Wir hatten seit sechs Tagen die Kleider nicht vom Leibe bekommen und niemand wußte, was uns noch bevorstand. Es war das erste Mal, daß wir abends keinen stehenden Schützengraben ausgehoben hatten. In den Riesenkornvorräten des Gutshofes, die ungedroschen in der Scheune lagen, machten wir es uns zur Nacht bequem. Ein Himmelbett war in unserer Vorstellung nicht sehr weit mehr davon entfernt.

Es hatte noch kaum drei Uhr geschlagen, da hieß es: Stiller Alarm. Stiller Alarm ist dasselbe wie

lauter Alarm, nur, daß er ohne Signal und in möglichster Stille vor sich geht. Der Feind war gemeldet. In den grau-weißen Morgen über Sturzäcker fort suchten wir uns den Platz, an dem wir ihn empfangen wollten, zwei Kompagnien.

Und als die Sonne klar am Himmel stand, da waren wir bereit. Weithin über die Berge schauten wir nach ihm aus und nichts wäre uns lieber gewesen, als ihn hier zu empfangen, trotzdem wir wußten, daß er in großer Übermacht kam. Aber wieder müssen wohl die Kosakenregimenter an uns vorübermarschiert sein. Sie wollten uns offenbar von der Deime-Pregellinie, unserer endgültigen Verteidigungsstellung, und überhaupt von Königsberg abdrängen. Nach einem tüchtigen Marsch über die große Oxinnabrücke bei Norkitten auf Tapiau zu trafen wir hinter Taplaken mit mehreren anderen Regimentern zusammen. Zu beiden Seiten der Chaussee wurde Regimenterweise abgekocht und überall tauschte man seine Erfahrungen mit den Russen aus. Es war wieder einmal eine Freude, besonders bei dem aktiven Regiment, das unter uns war, zu sehen, wie die Offiziere mit ihren Leuten standen. Ein junger Leutnant, Kompagniechef, saß, sein Pferd selbst am Zügel haltend, neben seinen Jungens und erzählte sich mit ihnen Schnurren.

Noch immer war die Kolonne der Flüchtlinge

nicht zu Ende. Wir hatten dreimal Quartier gemacht und abgekocht, hatten dreimal, wenn auch dürftig, geschlafen. Aber noch immer war derselbe Zug der Menschen und Herden nicht an uns vorüber, dessen Anfang am ersten Tag uns schon weit überholt hatte. Ja selbst bei Nacht hatte das Fahren und müde Poltern der Flüchtlingswagen nicht aufgehört. Und was wurde aus denen, die noch immer hinter uns blieben, wenn die Brücken gesprengt oder wenn der Feind, der uns auf den Fersen, sich aus Wut über sie hermachte. Unser preußischer Rückmarsch war zwar im wesentlichen auch eine Deckung für die abwandernden Flüchtlinge, aber wer hätte in diesem Falle einzelne oder ganze Dörfer der sich Versäumten herbeiholen sollen.

Aber ich habe nicht gehört, daß Flüchtlinge, wenigstens größere Kolonnen, vom Feinde überrascht sind. Und wieder einmal zeigte sich auch bei diesem Verlassen einer ganzen Provinz die wunderbare Ruhe, mit der die preußischen Behörden, Militär- und Zivilbehörden, ihre Anordnungen treffen, die Sicherheit ihres Ineinanderarbeitens, und mehr als irgendwo bei uns, daß solchen Anordnungen auch die Durchführung gesichert war: das ist es, womit wir siegen werden, womit wir siegen müssen. Und die Zeit ist jetzt, wenn diese Zeilen erscheinen, vielleicht schon da, in der der Russe mit Schmach aus unserer Provinz wieder

hinausgetrieben ist, nachdem er sich in ihren Wäldern tief eingenistet hatte.

Bis an die Pregel-Deimelinie gaben wir ihnen freies Feld. Sie aber wollten uns abschneiden. Da hatten sie nicht mit preußischer Ordnung gerechnet. Überall hätten wir uns ihnen gestellt. Sie wollten nicht. Immer huschten sie an uns vorbei und alle unsere Bereitstellungen brachten sie nicht zu einem einzigen Angriff. Da endlich, 30 Kilometer vor Tapiau, dem Ort, an dem sich Pregel und Deime trennen, hieß es, sie greifen an. Es was schon spät, die Nacht brach an, da wurden die Zelte von drei Regimentern im Umsehen abgebrochen. „An die Gewehre." Und Bataillon für Bataillon, Kompagnie für Kompagnie — dreimal zwölf Kompagnien warteten auf den Befehl, gegen den Feind zu marschieren.

Ein leises Unbehagen geht durch die Reihen. Gegen einen Feind zu marschieren, den man nicht sehen kann, von dem man nur weiß, daß er in großer Übermacht ist. Es ist doch etwas anderes als bei Tage, wenn man sich auf sein Auge und seine Flinte verlassen kann.

Aber wieder waren es nur unregelmäßige Kosaken-Horden, die zur Verschleierung des feindlichen Vormarsches auf Tapiau unsere Stellung beunruhigten. Und wieder hieß es: Marschieren, dem Feinde zuvorzukommen. Fast ohne Kom-

mando ordnete sich Regiment an Regiment. Die Bagage wurde in die Mitte genommen. Die marschierte an uns vorbei.

Wir waren am Morgen ohne Kaffee aufgebrochen, um eine Bereitstellung einzunehmen. Hatten bei Nacht und Nebel einen Schützengraben ausgehoben und waren dann 20 Kilometer zum Biwakplatz marschiert.

Gerade als die ersten Ordonnanzen ins Lager sprengten mit dem Befehl „Zelte abbrechen — An die Gewehre“, sollte Speck und Brot verteilt werden. Nun war die Bagage wieder fort. Auf der schnurgeraden Chaussee hörte man nur den dumpfen Tritt der Kolonnen und ferne das Knarren der schwer beladenen Wagen. „Marschkolonne, die Herren Hauptleute hinter ihre Kompagnien.“

Niemand wußte, wo es hinging, niemand wußte, wie lange es dauern würde. Nicht einmal wer vorn, wer hinten marschierte, wußte man. Irgendwie das Glied einer kilometerlangen Menschenkolonne zu sein, die sich blind durch die Nacht vorwärts schob und mit zu müssen auf jeden Fall trotz wunder Füße, trotz Hunger und Durst, mit der heimlichen knirschenden Wut, dem Feinde nicht beizukönnen, das schweißte diese Masse zusammen zu einer geheimnisvollen Ordnung. Das brachte die Abstände auf, wo sie sich bemerkbar machten, das brachte sie ohne Kommando zum Stehen, sobald es vorn stockte und

immer leiser, immer überflüssiger wurden die Kommandos: „Halt, Gewehr ab“ und „Gewehr über nehmen, ohne Tritt Marsch“. — Nur daß je länger die Nacht wurde und je länger der Marsch, die Menschenziehharmonika allmählich ausleierte. Immer schwerer wurde der Tritt und „Oh! — Ohla!“ ging es beim Halt: — da waren alle, die im Marsch zu schlafen gelernt, auf ihre Vordermänner aufgelaufen. Es ist kein Scherz, man kann im Marschieren schlafen. Wie eine Decke breitet es sich über die Augen. Nur der eine Sinn, geradeaus zu laufen, bleibt noch wach. Alle anderen schlummern schwer hinüber. Und nun gilt es nur, daß dieser eine Sinn nicht auch überwältigt wird. Man lernt es mit der Zeit. Man muß nur darauf achten, wenn ein leises Schwanken des Körpers beginnt. Dann muß man sich ein wenig wachrütteln, aber ein wenig nur.

Aber nun wächst auch dieser Dämmerzustand ins Tausendfache, ins Vieltausendfache. Die Nacht und der Marsch wollen nicht enden. Kein Halt, außer wenn es in den Kolonnen stockt. Da hilft sich der Körper selbst. „Halt, Gewehr ab, hinlegen.“ Ohne Kommando. Als ob Gewichte alles Lebendige zu Boden ziehen. Eine Minute, zwei Minuten; schwer geht der Atem, die Glücklichsten setzen mit einem lauten dumpfen Schnarchen ein. — „Marsch.“ Es knarren die Riemen, Tornister klappen. Niemand

bleibt zurück und so geht es wieder schweigend vorwärts. Zwanzig- bis dreißigmal in derselben Nacht wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Ein Schauspiel, das niemand sieht, weil es so dunkel ist, daß man kaum seinen Nebenmann erkennen kann. Aber wenn hier ein Maler hineinleuchten könnte mit seinem Pinsel, was wären Egger-Lienz' seelische Gliederverzerrungen gegen diese wirklichen von Schlaf und Disziplin und diese Unmöglichkeiten einen Augenblick nur zu erhaschen, in dem die Glieder selig ermatten, — gegen diese Unmöglichkeiten, die hinweggewischt sind wie ein Feind, wenn der Wille das Unmögliche will. Und aus jäh abgebrochenem Schnarchen, schwerem Aufspringen unter der Last des Tornisters, vorwärts Marschieren in Reih und Glied wird ein Nachtmarsch durch dichten Wald, ein Marsch bis an den grauenden Morgen. Ein Marsch ohne Halt! — Der Marsch eines schlafenden Heeres.

Da sehen wir uns an im fahlen Grau des ersten Morgens und einer erkennt den andern nicht mehr. Wie trockener Lehm ist unsere Hautfarbe und unsere Augen liegen tief in den Wangen. Wo sind wir gewesen? Von Riesenbäumen träumt der Sinn, die uns geschützt haben, von Waldwiesen, auf denen wir geruht haben, von dunklen Wipfeln, die uns beschützt haben, aber auch von unheimlichen Waldgeistern, die über uns hergefahren sind mit ihren

schweren Wolkenwagen. Und das Unmögliche ist geschafft, wir haben Tapiau erreicht und den Pregel und die Deime, die wir vorm Einbruch des Feindes schützen sollen. Er hat es nicht einmal gewagt, ein schlafwandelndes preußisches Heer anzugreifen.

V.

Tapiau.

Sie haben alle etwas Riesenhaftes im Klang ihrer Namen, diese kleinen ostpreußischen Städte. Tapiau, Labiau, Wehlau, Goldap, Memel. Die Hauptstädte von großen Steppenprovinzen könnten so heißen, meint man. Und doch ist die Landschaft, in der sie an irgendeinem fleißig befahrenen Flußläufchen liegen, eher lieblich. Und sie selbst, ach, was sind es liebe Miniaturstädtchen mit konsequent holprigem Pflaster und niedrigen Häusern, wie man sie sich nur noch beim Lesen von lieben alten Pastorenromanen vorstellt.

Zumal Tapiau. Über dem Pregel an einem sanftaufsteigenden Ufer zeichnen seine Straßen alle Unregelmäßigkeiten des Erdbodens getreulich nach. Und wo sich die Stadt zum Wasser senkt, da geht es plötzlich unnachsichtlich steil hinunter in eine Hafengegend, die hinter diesen Gassen einen sehr weitläufigen Eindruck macht. Ein umständliches Bollwerk an einer ansehnlich breiten Hafen-

straße, die ohne Bürgersteig gleich in die Veranden von Spediteuren, Apotheken, einer Weinhandlung hinaufsteigt. Also alles, was sich ein überseeischer Verkehr ausdenken kann. Und durch einen altmodischen Block ältester Häuschen, in denen es sehr eng oder vielleicht sehr gemütlich ist, getrennt von diesem Paradeweg die Frachtkähne und kleinen Post- und Passagierdampfer, ein richtig quadratischer Hafenplatz, gerade so groß, daß eine Kompagnie oder höchstens zwölf Kohlenwagen darauf Platz haben, eingefriedet gegen die aufwärtsführende Marktstraße durch ein langes Wasserbecken mit Löscheimern: die Hydranten von Tapiau.

Und auf der milden Höhe von drei, vier Straßen, die das Hauptleben dieser kleinen Stadt mit Gartenwohnungen und niedrigen Straßenhäuserfronten einschließen, ein großer geräumiger Marktplatz mit einer Parkanlage, in der sich schlafen zu legen, den Soldaten verboten werden mußte. Da ist nun alles vereinigt, was eine behäbige Landwirtschaft der Umgegend an Komfort braucht. Ein guter alter Gasthof „zum Deutschen Haus“, ein großes Postgebäude, Kaufläden, wie man sie in dieser Vielfältigkeit und mit dem Aussehen eines so gediegenen Reichtums nur in kleinen Städten findet und so verbunden mit einem Schnapsausschank nur in polnischen Grenzgebieten. Aber dort oben wie versteckt in der Enge einer schmalen Auffahrtsstraße

ein uraltes dickmauriges Kirchlein mit seinem schwerfällig spitzigen Türmchen, der aussieht, als sei er in das Mauerwerk hineingerutscht. Vielleicht ist es nur ein grüner Rasenplatz und an irgendeiner Seite ein alter großer Lindenbaum, jedenfalls möchte man meinen, sie stecke ganz im Grünen, so klein ist sie und so dickbäuchig. Es ist das Wunder von Tapiau mit seinem Altarbild von Lovis Corinth, das jedem einzelnen seiner Bewohner das Ansehen eines befreiten Niederländers gibt, jener Bürgergildenleute, die sich bis zu Rembrandt und Rubens verstiegen mit ihren Aufträgen.

Aber ganz besonders merkwürdig ist dieses Städtchen in diesem Feldzug erst dadurch geworden, daß wir an seinen Wassern, Deime und Pregel weisen ihm zwei Wege in das große östliche Meer, den Vormarsch der Russen aufhielten. Und so wird sie uns für immer als eine besonders unserer Liebe empfohlene Stadt in Erinnerung bleiben.

Es war an einem Augustmorgen um drei Uhr. Die Sonne steckte noch tief in den weißgrauen Nebeln, die aus den Wiesen unter den großen strategischen Brücken der Flüsse und Sumpfniederungen wie aus einem Riesenkessel hervorbrodelten.

Drei Regimenter Infanterie, Artillerie und Kavallerie, Maschinengewehre kamen wir aus einem Riesenforst, schlaftrunken im wahrsten Sinne des

Wortes. Einer fatalen Umgehung entronnen, mit der leisen Gewißheit, am Rande des Waldes von russischen Armeekorps mit Schrapnells und Gewehrfeuer zugedeckt zu werden, mit der Absicht, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen, standen wir nun unversehens mit dem neuen grauweißen Tag jenseits eines Gewirrs von Gräben, Brücken, Wiesen und weiten Flußtälern, die uns die erdrückendste Übermacht getrost erwarten ließen, standen wir im Dämmer eines kalten Morgens gleich darauf, eine Kompagnie, auf jenem vom Fluß, Häusern und dem Wasserbassin eingefriedeten quadratischen Hafenplatz von Tapiau.

Großzügige Tapiauer, die uns den 50 Kilometernachtmarsch von den hohlen erdfahlen Gesichtern absahen, reichten warme Semmeln und entkorkten Weinflaschen, zweihundertfünfzig Mann aus dem Taumel einer Überanstrengung zu reißen, wie sie nur Homer seinen Helden zuzutrauen vermöchte.

Auf blankem Pflaster, auf kargen steinernen Stufen, an Häusermauern saßen wir, wohin ganz langsam, ganz nachdrücklich feiner brauner Dampf aus dem Wasser unter uns aufstieg.

Noch ist die Stadt nicht recht aufgewacht und doch zittert auch sie unter dem Gedanken der russischen Annäherung. Man hat zuviel von ihren Grausamkeiten gehört. So ging es uns seit drei

Tagen, wo wir hinkamen, waren die Bewohner beim Flüchten. Auf den Dörfern bedeutete das das Aufladen der ganzen Habe, von den Betten bis zur Goldtruhe, Heu und Hafer für die Pferde, auf Leiterwagen. Kein Eisenbahnstrang, keine Art von Möbelwagen bot sich dieser Eile. Der reiche Bauer, wenn er in einer Kalesche aus den Glanzzeiten der „Gartenlaube“ hinter seinen Habseligkeiten herfuhr, hatte auch nur den gleichen Schafspelz gegen die kalten Nächte, wie der ärmere, der sich selbst samt seiner Familie auf der Höhe dickplustriger Federbetten auf dem Leiterwagen mit verstaute.

Anders in den Städten, wo ein Umzug oder das Abschließen der Wohnung nicht etwas so Undenkbares ist wie auf dem Lande. Auch in Tapiau war mitgeteilt worden, daß eine Kanonade der Stadt sehr wahrscheinlich sei, und wann für die Einwohner der letzte Zug ins Land abgehe. Als wir uns nun anschickten, in die Betten der Tapiauer einzufallen, da wir derart seit acht Tagen nicht gesehen, waren viele von den Einwohnern drauf und dran, mit einem Köfferchen oder Karton ihr Haus zu verlassen.

„Bleiben Sie nur!“ sagte ein ziemlich resolutes kleines älteres Fräulein zu mir, „ich laß Ihnen den Schlüssel zu meiner Wohnung hier, und Sie legen ihn später oben auf den Gasmesser im Hausflur!“ Sie zog gerade einem alten schwerfälligen Herrn den Mantel an. Es war Vater und Tochter, die

ihre kleine gemütliche Wohnung mit der Holzbank vorm Fenster verließen, nach Berlin zu Verwandten zu gehen. „Ich hab' alles offengelassen," setzte sie hinzu, „damit mir die Kosaken nicht unnütz die Spindenschlösser zerbrechen." „Und wenn Sie nach Berlin kommen," antwortete ich, „gehen Sie doch bitte da und da hin, zu sagen, daß ich noch lebe und mich heute sogar in Ihrem Bett tüchtig ausschlafen werde, wenn sie uns noch so viel Zeit lassen. Seit zehn Tagen war keine Möglichkeit, Nachricht von sich zu geben." So wurden wir wildfremde Menschen, in dem Gefühl, einem Volke anzugehören, eine Sprache zu reden, wie Bruder und Schwester. Was mein ist, ist dein. Und darum werde ich dich auch nie vergessen, mein Tapiau, wo ich seit zehn Tagen das erste Mal ein liebes niedriges Dach über meinem Schlaf sah. In einem Bett, das noch warm war von dem alten, ruhigen, schlagflüssigen Herrn mit dem langen grauschwarzen Bart, der zu allem, was seine Tochter sagte und tat, nur liebe, große, dankbare Augen machte und hin und wieder mit dem Kopf nickte. Oder war es das Nervenzucken eines Greises? Gegen alle Kulturgesetze habe ich in seinem Bett gleich darauf bis in den hellen Vormittag hinein geschlafen wie nie zuvor.

Gegen Mittag ging ich aus meinem Hafenviertel, in dem allerdings zurzeit die Schiffe fehlten, hinauf in die Stadt. Nun hieß es für die Kom-

pagnie sorgen. Seit zwei Tagen hatten wir keine Zeit zum Abkochen gefunden. Da war dann die eiserne Ration aufgezehrt, eine wunderbare Büchse Fleischkonserven und Zwieback, wie ihn sich der Kränkeste nicht leichter und nahrhafter denken kann. Küchen waren in jedem Hause und standen uns auch zur Verfügung. Einige mutige Einwohner, die das Ihre nicht verlassen wollten, hatten auch gleich am frühen Morgen für ihre Einquartierung geschlachtet. Aber die meisten von uns lagen doch, wie ich, in einer verlassenen Wohnung. Hier, hieß es, und dort sei vielleicht noch ein Schwein oder ein Kalb zu kaufen. Aber jedesmal, wenn ich hinkam, war es bereits von einer andern Kompagnie requiriert. Nun wurden regelrecht Patrouillen ausgesandt nach Fleisch.

Dieselben Soldaten, die heute mit dem Morgengrauen wie ein Geisterheer über die Pregelbrücken gekommen, waren jetzt in den Höfen und Straßen, beim Schlachten, Abkochen und Ausschauen nach Kriegsneuigkeiten, sehr leibhaftig und eifrig, die Ruhepause für ihr leibliches Wohl auszunutzen. Selbst ist der Mann, und aus all diesen großstädtischen Handwerkern, Technikern, Kaufleuten, Zahnärzten, Schaffnern, Studenten, Künstlern, Handlangern, ja Straßeneckenstehern — wir hatten einen berüchtigten aus Prenzlau darunter — war im Umsehen ein Jäger- und Nomadenvolk ge-

worden. Das ganze sehr viereckige holprige Auf und Nieder von Tapiau war von einem Lagerleben erfüllt, nach diesen vier Wochen Krieg, wie man es echter nach einem dreißigjährigen nicht erwarten kann. In Kochgeschirren wurden Reichtümer ausgetauscht, Kaffeebohnen gegen Erdbeeren, Salz gegen Brot. Vorsichtig wurden langhalsige Flaschen unter der Litevka an Vorgesetzten vorbeigetragen. Man tuschelte sich zu, wo es den letzten Tropfen hier gab. Auch Einladungen ergingen von reichlich lauten Berlinern zu sehr splendiden Quartierwirten. „Au, Mensch, wir haben's gut." Für diesen einen Tag war Tiapau drei Regimentern eine unerschöpfliche Quelle des Wohlbehagens, unter der Devise: „Wer weiß, in welchem Schützengraben wir heute Nacht noch liegen."

So fanden wir denn auch noch zuletzt einen Schlächterladen mit einem gestern geschlachteten Kalb. Ein Zettel wurde zurückgelassen, an welche Kompagnie, Regiment, der Herr Masurek, wenn er wiederkommt, Anspruch auf Bezahlung für ein Kalb hat, das in seinem Laden ohne uns wohl madig geworden wäre. Unter dreißig Soldaten ist immer einer, der als Koch, Landwirt oder Schlächter mit Schlächterbeil und Messer umzugehen weiß, und den die Hoffnung auf ein besonders gutes Stück für sein Kochgeschirr immer zur Hand hält, wenn es heißt: es ist Fleisch an die Kompagnie zu verteilen.

Zwei Stunden später saßen die Unseren wie behäbige Hausväter vor den Türen ihrer Quartiere. Man sah ihnen an, sie hatten gut und viel gegessen, und der Oberst konnte sich wieder auf uns verlassen.

Und als ob sich das alles programmäßig abgespielt hätte; schon meldeten sich die Ordonnanzen von den verschiedenen Stäben, Bataillonsstab, Regimentsstab, Brigadestab: dann und dann Befehlsempfang. Es war natürlich alles in der Nähe des Marktes in den Häusern der Honoratioren von Tapiau. In einem Kaufmannsladen, im Hotel „Deutsches Haus“, beim Herrn Apotheker. — Vor Konsolen, Schränken und Servanten mit unzähligen Nippes von dem keifenden Neger bis zur Bisquitpuppe „das Geheimnis“ zwischen den gedienten Familienmitgliedern im Bilde, saßen große ernste Männer in langen Stiefeln mit klappernden Sporen und Uniformen, vom General bis zum Oberleutnant; standen in strammer Haltung wie Wanddekorationen die Herren Feldwebel mit den Befehlsbüchern. Regiment so und so besetzt usw. Regiment so und so unter dem Kommando usw. Und dann im Regimentsbureau 1. Bataillon sichert den Abschnitt von — bis —; 2. Bataillon usw. Und dann im Bataillonsbureau. Die erste Kompagnie usw. Abmarsch heute Nacht um 1 Uhr. Und das wurde alles „prompt ausgeführt“, wie Wehrmann Muschell aus Prenzlau bei jeder pas-

senden und unpassenden Gelegenheit zu sagen pflegte. Wir haben bei Nacht Tapiau verlassen, in dem wir zuvor einen langen, langen schönen Tag verlebten, und wieder auf freiem Feld über dem Pregel und der Deime bis hinauf an die Ostküste nach Labiau Schützengräben ausgehoben, und uns russische Schrapnells um die Ohren sausen lassen fünf Tage lang. Haben wieder in diesen Schützengräben geschlafen, wer schlafen durfte und nicht hinunter mußte, Patrouille am Fluß entlang. Wo es ging, über den Fluß hinüber mit „Freiwillige vor". So wurden 50 Kilometer Flußlauf und Flußtal von brandenburgischen Landwehrleuten zum Schutz von Königsberg bewacht, daß kein Kosak und kein Muschik sich bis zu uns ins Tal wagte. Nur ihre Kanonenkugeln sandten sie uns in die Suppe fünf Tage lang. Wir haben gekocht und gegessen und geschlafen, trotzdem, und Skat im Schützengraben gespielt, oder Briefe nach Hause geschrieben, bei Tag. Wenige Augen genügten bei Tag; aber des Nachts, da waren wir fast alle auf den Beinen. Nach fünf Tagen, als sie noch immer nicht kamen in eigener Person, haben wir sie angegriffen. Nun war es bald mit ihrer Herrlichkeit in Ostpreußen vorbei. Wir von vorn, und hinten in ihrem Rücken marschierte der Hindenburg.

Bei alledem muß ich am meisten an Tapiau denken, das gerade vorn an der Spitze unserer

rechtwinkligen Stellung lag, und wie ein Drachenkopf am Schiffbug hinaussah in das feindliche Element. Ich weiß nicht, was alles an Truppen dort geblieben, als wir auszogen; sicher der Kommandant der Pregel-Deime-Linie mit seinem Stab, der uns aus dem Postamt noch weiter seine Befehle telephonieren ließ. Bis in die Fenster des dort amtierenden Telephonfräuleins eine russische Granate geflogen kam und unser Anruf unerwidert blieb. Aber wozu waren die Ulanen da? Jedenfalls sind die Russen selbst nie nach Tapiau hereingekommen, und das gibt einem eine stolze Beruhigung. Zerschossen ist es dafür tüchtig worden. Und darum würde ich um alles in der Welt gern jetzt dort sein, um zu sehen, ob das Häuschen meiner lieben alten Jungfer noch steht und das Bett, in dem ich geschlafen. Ich würde es eingehend den beiden Leuten nach Berlin telegraphieren, die sich gewiß darum bangen, ob das Klavier noch an seinem Fleck steht und der große Nähtisch im Hinterzimmer. Aus allem, was man mir erzählt, kann ich wirklich nicht klug werden, ob es dieses oder ein anderes Viertel von Tapiau ist, das am meisten gelitten. Das Kirchlein soll aber ein großes Loch bekommen haben, nicht so die Kreuzigung von Corinth. Dafür ist ein anderer Corinth mit dem Rathaus verbrannt.

Eine Geschichte aber von Tapiau geht hier noch

um, die ich zuletzt erzähle, weil ich weiß, daß alle Tapiauer so handeln würden, wie ihre Heldinnen. Und wieder ist mir, als läge in dem Namen dieser kleinen Stadt etwas wie Riesengüte. Im Tapiauer Krankenhaus, heißt es, waren schließlich nur noch zwei Krankenschwestern mit sechs Verwundeten. Die Fensterscheiben waren längst zerklirrt und gebrannt hatte es im Hause auch schon. Niemand brachte ihnen Essen und Verbandstoff. — Da wurde es wieder dunkel und der Aufenthalt gar zu unheimlich und ungesund für Schwerverwundete. Alles, was die Schwestern auftreiben konnten, war ein großer Handwagen. Und da sie auf keinen Fall ihre Kranken im Stich lassen wollten, haben sie sie alle sechs auf den Wagen gepackt und haben sie über das holprige Pflaster von Tapiau auf die Straße nach Königsberg gezogen, viele, viele Kilometer, bis sie von unseren rückwärtigen Truppen mit Hurra aufgenommen und abgelöst wurden.

VI.

Verwundet.

Fünf Tage haben wir hier am Pregel auf ihn gewartet. Von drüben her sandte er seine Schrapnells und Granaten. Bis in die Nächte hinein ging der Donner und nieder brannten die Gehöfte und Strohschober, brannte Tapiau. Nur von der russischen Infanterie, auf die wir so sehnlichst warteten, kam nichts. Es hieß, sie marschierten südlich vom Pregel durch die Mulde auf Königsberg zu, ganze Armeekorps. Und am zweiten Tage hörten wir denn auch von dort Kanonendonner. Zwei Tage lang. Es war die Schlacht bei Ortelsburg. Ganz Ostpreußen hatten sie überschwemmt. 90 000 Gefangene, das war ein Jubel.

In weitem Bogen vor unserer Stellung zog sich das grausilberne Band des Pregel durch die Wiesen, in denen vereinzelt noch immer Kühe weideten und Pferde. Wir hatten sie gemelkt und wenn der Proviant ausblieb, auch ein oder das andere Kalb geschlachtet. Das wurde mit großem Eifer in den

kleinen verlassenen Taglöhnerhäusern in großen Waschkesseln gekocht. Und es gab eine prächtige Brühe. Für die Herren Offiziere auch wohl gebratene Leber oder ein Filet, pikfein mit Sahnensauce und Kartoffeln, im Schützengraben von der Ordonnanz serviert.

Nun hieß es auch den Norden säubern. Patrouillen über den Pregel, Freiwillige vor. Einzelne Kosakenpatrouillen hatten wir hin und wieder drüben gesehen und in einem Dorf und Wald, die drüben dicht an das Ufer reichten, konnten sie sich gut vor uns verstecken. Auf zwei kleinen Kähnen setzten wir über. Aber der Wald war leer. In einem einzigen Haus lag eine alte Frau auf dem Bett. Sie sah uns mit großen weltfremden Augen an. Sie glaubte nicht an die Russen und wollte auch nicht fort. Mit hohlen Wangen aber großen grauen Augen sah sie uns kommen, ohne Angst, ohne ein Zeichen überhaupt von Mitgefühl oder Empfinden für den Krieg. Wie ein Denkmal versteinert gegen all die Schrecknisse, gegen Hunger und Durst, lag sie und wartete, worauf? Vielleicht nur noch auf den Tod. Als wir die Stalltür öffneten, sprang ein Zicklein heraus mit jähem Meckern, und das ist uns gefolgt bis über den Pregel zurück. Auf der Höhe der Chaussee sprang eine russische Patrouille auf. Wie die Hasen liefen sie davon und schossen rückwärts über die Schulter. Sie flohen

drüben in den Wald hinein. Dort mußten wohl russische Truppen stehen. Aber niemand rührte sich. Wir besetzten die Höhe und hielten sie seitdem.

Da eines Nachts, unsere Patrouillen taten ihre Pflicht, einen heimlichen Übergang zu verhindern, hieß es: abrücken — nach Labiau. Unsere schönen Schützengräben wurden vom Landsturm besetzt. In einer Viertelstunde stand die Kompagnie marschbereit an der Straße nach X. Und als die Sonne aufging, waren wir 30 Kilometer von unserem Standort entfernt, sahen wir Kavallerie und Infanterie auf allen Wegen dem gleichen Ziel zu marschieren. Unser General brauchte uns um ½10 Uhr. Um 9 Uhr waren wir alle am Ort.

Auch hier ist der Feind am Zurückgehen, hieß es. Aber es gilt, ihn zu umfassen. Drei Regimenter standen wir in einem Kartoffelfeld. „Setzt die Gewehre, Bei den Gewehren abhängen." Schon unterwegs hatte sich der Morgenhimmel verfärbt. Große Gewitterwolken zogen der Ostsee zu, und ein kalter Seewind kühlte unseren leeren Magen aus. Mit mächtigem Gepolter entlud sich jetzt eine Riesenwolke über uns. „Mäntel ab." Und zum ersten Mal taten die preußischen Infanteriemäntel ihren Dienst. Auf den Tornister gehockt, immer zwei gegeneinander, die Mäntel über den Helm gestülpt, so saßen wir trocken unter dem heftigsten Platzregen in unseren preußischen Mäntelzelten.

Dann wurden sie ausgerungen und wieder auf den Tornister geschnallt, daß es an den Hosenbiesen heruntertrippte. Noch um ein paar Pfund schwerer war er geworden. Aber was machte das. Wir waren längst an sein Gewicht gewöhnt und hätten sein Fehlen als eine Gleichgewichtsstörung empfunden.

Und wieder ging es zwölf Kilometer vorwärts auf glitschriger Straße unter Gewitterhuschen. Da endlich hieß es: „Im Chausseegraben marschieren.“ Der Feind mußte gesichtet sein. Schon tat unsere Artillerie ihre Pflicht. Es ist das Eigentümliche in dem ganzen östlichen Feldzug, daß sich die russische Infanterie so lange als möglich verborgen hielt. Entweder hatten sie sich tief in Schützengräben eingegraben oder sie hielten sich in den Häusern versteckt. Vor uns brannten einige Gehöfte und weit hinten aus dem Wald kamen die ersten feindlichen Geschosse.

„Kompagniekolonne! Links vom Wald aus vorgehen.“ Die Ordonnanz sprengte wieder davon. Vor jenem Gehöft am Waldrand ausschwärmen. Über feuchte Wiesen, durch Gräben zogen wir in unsere Stellung. Noch immer war nichts vom Feinde zu sehen. Da wurde am rechten Flügel Verstärkung verlangt. Ohne Tritt Marsch. Dort war weithin sichtbar unsere Artillerie aufgefahren. Vor der sollten wir einschwenken. Zugweise ging

es hinter unserer Front entlang und es dauerte nicht lang, so hatten sie uns weg. Drei-, viermal zischte es über unseren Köpfen hin. Dann kamen sie uns ganz nahe. Links und rechts spritzten die Staubwolken auf. „Schwärmen Marsch Marsch." Irgend einer rief „Sanitäter!" und brach zusammen. Immer dichter hagelten die Schrapnells um uns her. Und immer wütender antworteten hinter uns die eigenen Feuerschlünde. — „Hinlegen!" — Aber nur einen Augenblick, damit sich jeder etwas verpusten konnte. — „Sprung auf Marsch Marsch! Bis an den Chausseegraben vor uns!" Es waren gut 150 Meter, aber die erste Deckung. Und vom Feinde noch immer nichts zu sehen. Schwarz richtete sich tausend Meter vor uns ein Waldrand auf, aus dem jetzt auch Gewehrkugeln zu uns herüberpfiffen. Aber das koupierte Terrain machte es unmöglich, in den unteren Rand des Gehölzes Einblick zu bekommen. Wir müssen über die höher gelegene Chaussee hinweg. Ein ununterbrochenes Gebrumme vor und hinter uns ist die Antwort. Die Erde zittert unter unseren Füßen. Und dann kommt der helle Knall der über uns platzenden Schrapnells. Vier Mann stürzen zu gleicher Zeit von einer Staubwolke bedeckt. Die Lücken werden ausgefüllt. Wie Schilf im Winde, so rascheln die Gewehrkugeln durch unsere Reihen. Mein Nebenmann stürzt mit einem Schrei auf die linke Seite.

Ein Jammern, ein Stöhnen, dann ist es vorbei. Wir müssen ihn liegen lassen. Vorwärts, damit wir zu Schuß kommen, das ist unsere einzige Sehnsucht. Da bekommen wir Feuer von der Seite. „Hinlegen! Rechts auf das Gehöft halten Standvisier!“

So, nun hatten wir wenigstens etwas zu tun. Sobald sich dort jemand zeigte, gingen unsere Gewehre wie von selbst los. Es war eine Erlösung. Aber dafür hatten wir auch dreifaches Feuer. Artillerie und Infanterie von vorn und Infanterie von rechts.

„Der dritte Zug einschwärmen!“ rief der Major nach hinten. Aber es war kaum zu verstehen. Er mußte ein Zeichen dazu machen, beide Arme auseinander breiten und nach vorn schwenken.

„Auf!“ kommandierte der jüngste Leutnant und wiederholte die Bewegung des Majors. Der Hauptmann war schon vorn in der Schützenlinie. Siebzig Gewehre, dachte der Leutnant, sprang dreißig Schritt vor und sah sich um. Immer wieder freute er sich über dieses Bild der scheinbaren Unordnung, aus der sich die deutsche Schützenlinie entwickelt. Die wunderbare Verteilung des Gepäcks machte den Gang dieser Arbeiter, Handwerker und Bauernjungens gleich elastisch, und es war ihm ein beglückendes Gefühl, das Kommando über sie zu führen. Er wußte, daß auch sie ihren Leutnant gern hatten, der erst siebzehneinhalb Jahre war.

Mit diesem Stolz, dem Bewußtsein seiner Muskelkraft und Gewandtheit und unter dem bergenden Einfluß elterlicher Ermahnungen gab er sich unbekümmert den Zufällen des Krieges hin, war immer lustig und lachte über das ganze Gesicht, wenn es hieß, heute geht es an den Feind. Er hätte gern noch ein paar aufmunternde Worte an seinen Zug gerichtet. Aber es fiel ihm nichts ein, als immer wieder das eine große Erlebnis, das er vor zwei Wochen, als er noch im Korps war, im Grunewald hatte. Dort stand er mit acht seiner Kameraden Posten, auf Autos mit französischem Geld zu fahnden, als der Kaiser vorbeiritt und ihn nach seiner Instruktion fragte. „Wir haben die Instruktion, Eure Majestät, sämtliche Automobile anzuhalten und auf verdächtige Gegenstände hin zu untersuchen. Außerdem die Papiere der Radfahrer und übrigen Vorübergehenden zu untersuchen.“ Jedes Wort hatte er deutlich und langsam gesprochen und auf ihn zurück strömte die Befriedigung, die sein Kaiser über solch einen Kadetten empfand. „Es ist gut,“ sagte der Kaiser und ritt grüßend weiter. Im selben Augenblick fuhr auf der andern Seite der Straße eine vornehme Equipage vorüber. Ein Herr erhob sich, schwang seinen Hut und rief: „Es lebe Seine Majestät und die gerechte deutsche Sache!“

Er wußte, nie wieder werde er so zusammen-

gedrängt die eigne Verantwortung vor dem höchsten Kriegsherrn und die heilige Befriedigung empfinden, ein deutscher Soldat zu sein. Darum hatte er dieses Erlebnis oft und wörtlich erzählt wie ein Schüler, der seine Lektion hersagt und immer mit demselben Erfolg, daß sich alle mit ihm freuten.

„Hallo!" rief er jetzt im Übermut eines sportlichen Wohlbehagens und lief seinem Zug wieder weit voran in die nächste Stellung hinein. Sein köstliches Amt erfüllte ihn derart, daß er der Schrapnells nicht achtete, die mit unheimlich hellem Sausen ihre Ankunft meldeten, wie unsichtbare Äroplane ihren Lärm über einem fortsetzten, um dann in einer Rauchwolke zu zerplatzen. Vorerst schien die feindliche Artillerie noch auf unsre eigne zu zielen, die hundert Meter rückwärts aus einer Mulde herausfunkte und sich immer durch ihren Pulverdampf verriet.

Der Zug kam an die Chaussee. „Hinlegen!" kommandierte der jüngste Leutnant. Er selbst richtete sich hoch im Chausseegraben auf, um das Schlachtfeld mit seinem Krimstecher abzuleuchten. Er empfand das Frische dieser Kasinoausdrücke, die er leise vor sich hinsprach.

Aber von der russischen Infanterie war nichts zu sehen. Sie hatte sich wieder tief eingegraben. Nicht einmal die Nasen steckten die Kerle raus. „Ssit" ging es an seinem Ohr vorbei. In dem

Lärm der Kanonen war es wie der Lockruf leichtfertiger Geister aus dem Elfenreiche. Ssit — Ssit — Ssit. Es wurde ein richtiger Rhythmus, den vielleicht auch nur das eigne Blut dazu machte.

„Mensch, was machen Sie für ein dummes Gesicht," sagte er lachend zu seinem Entfernungsschätzer, der aus dem Graben neben ihm erstaunt zu seinem Leutnant aufsah. „Ja, das sind Gewehrkugeln. Eine schöne Musik, was!" Sie mußten vor. Sprung auf, Marsch, Marsch!" Noch immer hielt er das Glas hoch. Er hätte gern schnell noch etwas erhascht. „Plärrr," da fiel eine Kugel ein. Der Leutnant verlor das Glas aus der linken Hand, in der er es gerade hielt, und nun pendelte es in seinen Riemen. Gerade als hätte ihm ein Unsichtbarer einen harten Stockschlag versetzt. Es blutete am Unterarm, und zugleich fühlte er es naß über den Muskel seines Oberarms rinnen. „Oho!" sagte er, zog mit einem Ruck mit der Rechten den Degen aus der Scheide und stürmte voran, als wollte er einen hinterlistigen Angreifer verfolgen. Hundert Schritte vor ihm lag unsere Schützenlinie.

Aber den Augenblick auf der Chaussee mußten sie wohl gut zu sehen sein. Gleich darauf folgten ihnen die Schrapnells nach vorne. Dicht hinter ihren Hacken schlugen sie ein. Und über sich konnten sie deutlich die kleinen weißen Wolkenwagen sehen, aus denen heraus es jedesmal „Pang" machte und

Schrapnellkugeln zur Erde niederstäubten. Unwillkürlich duckten sie sich. Aber dicht über der Erde fegten jetzt die russischen Gewehrkugeln lang: Ssit — Ssit — Plärr. „Was haben Sie, Bredecke?“ sagte der Leutnant zu seinem Nebenmann, der sich ächzend ins Gras warf. „Mich hat's, Herr Leutnant,“ sagte er, legte sich auf die Seite gegen den Tornister, den Kopf hintenüber und krampfte die Hand gegen die linke Brust. Sein Gesicht wurde weiß. Die Nase ganz spitzig. Der jüngste Leutnant hatte noch nie einen Menschen sterben sehen. Ihm war so eigentümlich herb zumute, er brachte kein Wort hervor. Mechanisch riß er dem Verwundeten den Rock auf. Da fühlte er, daß er an einem Toten rüttelte, und hastig, als sei er über etwas Unerlaubtem ertappt, nahm er die Hand wieder fort.

Jetzt erst fühlte er einen Schmerz in seinem linken Arm, wie Nadelstiche ging es durch den Muskel, und es war ihm unmöglich, die Hand zu bewegen. Das Gelenk wurde ihm schwer, wie Eisen. Lange ging das auch nicht mehr. Da krachte es ganz in seiner Nähe, sehr dumpf, als bearbeite jemand mit einem Rieseninstrument die Erde. Die Gräser erschraken. Dann erst kam aus der Luft ein dunkles, taubes „Päng“ dazu. „Au!“ riefen drei, vier Leute neben ihm zu gleicher Zeit, und einer ging in ein hilfloses Wimmern über. „Bum, bum — u—u—hh“ machten die eignen Geschütze von hinten dazu.

Wieder hatte ihn jemand geschlagen. Diesmal gegen die rechte Wade. Er wunderte sich sehr, daß er schon wieder dran war. Und als der Hauptmann vorweg die Kompagnie vorwärts führte, mußte der jüngste Leutnant liegen bleiben.

* * *

„Hast keinen Tobak für deinen Landsmann, Wilhelm!“ Wehrmann Karl Muschell lag wie seine Kameraden platt auf der Erde und duckte sich vor den feindlichen Kugeln, die unaufhörlich dicht über die Kompagnie hinknarrten. Es klang, wie wenn Drahtgitter angeschlagen wurde. Und manchmal dann machte es: Patsch! Das waren die russischen Schrapnells, die nicht krepieren konnten und in den Sand hineinfuhren.

Oben in der Luft, einige zehn Meter hoch, da ging es wie ein kleiner Föhn nach dem andern. Und dann gab es ein rundes, weißes Wölkchen, das stand still, verflüchtigte sich wie Zigarettenrauch. Während unten auf der Erde eine große, runde, braune Staubwolke aufgewirbelt wurde. Bum — bum, klappte es hinterher. Und sie kamen immer näher die weißen Wölkchen und die dunkelbraunen Erdwolken.

Von hinten schoß die eigene Artillerie, daß man jedesmal zusammenfuhr und der Erdboden zitterte. Uuh ging es über die Köpfe fort.

So lagen wir nun schon etliche Stunden. Vom Feind war nichts zu sehen. Er hatte sich noch tiefer in seinen Wald eingenistet. In den Wald durften wir nicht schießen, weil vor uns noch eine eigene Schützenlinie lag. Karl Muschell hätte gar zu gern geschossen. Er hatte seinem Jungen versprochen, ihm einen kleinen Russen mitzubringen im Tornister. Jetzt war nach seiner Meinung die beste Gelegenheit dazu und nun lag man hier und mußte sich das Zeug um die Ohren blasen lassen. Er war ziemlich schlechter Laune darüber. Vor der Schützenlinie lief ein ziemlich großes Kalb umher, das sah er sich jetzt mit Kennermiene an. Denn Karl Muschell hatte bei Prenzlau in der Mark eine kleine Landwirtschaft. Und alles, was er hier in Ostpreußen an Vieh und Pferden zu sehen bekam, forderte seine ehrliche Bewunderung heraus.

Wieder kamen von hinten Kompagnien eingeschwärmt. Man lag schon reichlich dicht. Gebückt kamen sie angerannt und manch einer senkte dabei den Kopf tiefer und tiefer ins Gras, wo er mit Stöhnen liegen blieb.

Jetzt mußte die feindliche Artillerie die Stellung auch dieses Nachschubs entdeckt haben. Drei von den weißen Wölkchen standen genau darüber und ehe sie noch einer hatte sehen können, kam es von drei Stellen aus der Linie: Au! o weh! o weh! Fünfzehn Musketiere krümmten und wanden sich unter Schmerzen.

„Sprung auf! Marsch! Marsch!“ Karl Muschell mußte seinen Nebenmann liegen lassen, dem er beim Verband seines Oberschenkels behilflich war. „Adjus, Kamerad, wir holen dich. Bleib nur ruhig hier liegen, mein Jung,“ redete er ihm gut zu. Beim Vorgehen sah er, wie aus einem der Gehöfte zur Seite auf die vordringenden Schützen geschossen wurde. „Ei, da büst du ja!“ rief er hoch erfreut, einen russischen Infanteristen zu sehen, und legte an: Patsch! Das Fenster klirrte. Der Russe verschwand. Aber im selben Augenblick bekam er einen Schlag gegen die Brust. Es wurde ihm blau vor den Augen, daß er sich hinknien mußte. Plötzlich war alles ausgelöscht. Wozu die ganze Anstrengung dieser Tage, wozu der Jubel, die Freude zu Hause beim Ausmarsch und all die lustigen Tage mit den Kameraden, wenn nun alles vorbei sein sollte. Wozu der Krieg! Karl Muschell hatte im Umsehen vergessen, daß dieser Krieg eine heilige Sache war, daß er ihn am lautesten begrüßt hatte, daß er unterwegs jene Bilder an die Kupeetür gemalt hatte: Den Zaren Nikolaus, wie er vor preußischen Landwehrmännern davonläuft. Alles das war wie aus der Welt gelöscht. Er fühlte nur sich und seinen schwach gehenden Atem. Ein brennender Schmerz riß ihm die Brust entzwei, aber er fühlte instinktiv, daß Lunge und Herz intakt waren. Die ganze vordere Seite schmerzte ihn und als er

den Rock aufknöpfte, sah er das Loch neben seinem Brustbeutel. Er hatte einen Taler darin und der war verbogen. So war das Geschoß abgerutscht und an der rechten Seite der Brust wieder herausgegangen. Er richtete sich ein wenig auf den Knien auf und wollte gerade das Blut mit dem Taschentuch abwischen, da hörte er dicht über sich einen dumpfen Knall und spürte zugleich einen pitschenden Schlag gegen die linke Wade. Er warf sich lang hin, wie man es bei Schrapnells tut, wenn man sie schwirren hört: „Verdammt, det is mi to veel,“ stöhnte er, und legte sich langsam auf den Rücken, schnallte den Tornister ab und warf seinen Helm vom Kopf.

So lag er eine gute Viertelstunde, kümmerte sich nicht um seine Schmerzen und nicht um die Kameraden, die nun wohl ein gut Stück vorgedrungen waren.

Da hörte er den Lärm der Schlacht zurückdringen. Vierzig, fünfzig von den Eigenen kamen zurück und sammelten sich in einem Graben. Ein Offizier kommandierte, der Major rief etwas weit übers Feld. Und plötzlich merkte er, er hatte die Situation noch kaum überdacht, wie ihm der Angstschweiß zu allen Poren ausbrach. „Kosaken“ stammelte er. Aber diesmal hatte das Wort einen ganz anderen Sinn. Nicht jenen scherzhaften, in dem es in diesen Wochen in der Kompagnie zu allem mög-

lichen Allotria gebraucht wurde. Nein, jetzt sah er auf kleinem Pferde einen wilden Kerl mit Schnauzbart und rollenden Augen, der nicht einmal vom Pferde stieg, um ihm, Karl Muschell, mit einem Karabinerkolben den Schädel einzuschlagen.

Er sah sich um. Vierhundert Meter seitwärts war ein Gehöft. Vielleicht, daß er dort sicherer war, vielleicht daß dort hin die eigene Sanitätskolonne kam, die Verwundeten abzuholen. Dahin kroch er, auf allen Vieren. Das Bein schmerzte mehr als die Brust. Als er zwanzig Schritte so vorwärts gekommen war, merkte er, daß er sein Gewehr hatte liegen lassen. Das geht nicht, sagte er sich, ein Soldat ohne Gewehr. Und so machte er den Weg zurück. Um ihn herum pfiff und patschte es fort. — — — — — — — — — — — — —

Am meisten hatten es noch immer die feindlichen Schrapnells auf uns abgesehen. Sie mußten unsern Anmarsch und unser Einrücken in die Schützenlinien von Anfang an verfolgt haben. Es war, als ob der Himmel sich verdunkelte und der Lärm der Geschütze überschrie das Wimmern und Klagen der Verwundeten und den Ruf nach Tragbahren. Die Luft über uns schien geladen mit tödlichen Geschossen. Schon der dritte wälzte sich zu mir her: „Was soll ich hier, mein Fuß ist zerschmettert. O, was soll ich hier, was soll ich hier?“ schrie er aus Leibeskräften. „Helfen Sie mir.“ Ich schnitt ihm

den Stiefel ab, dann hatte er etwas Erleichterung und blieb ruhig neben mir liegen, ab und zu leise stöhnend. Wie als wollte er mir danke sagen. Da staubte wieder der harte, braune Boden auf. „Au!“ schrie er und sein Kopf senkte sich tief in die Erde.

Ich selbst hatte einen harten Schlag gegen den Stiefelschaft gespürt und schon sickerte das Blut heraus.

Sprung auf! Marsch, Marsch! Ein anderer hatte mein Kommando übernommen. Ich wollte mechanisch auf. Aber es ging nicht. Und dann schleppte ich mich in ein nahes Gehöft. Auf allen Vieren. Die Unseren gingen vor und mit Dunkelwerden hatten sie den Wald erreicht.

Es fing an zu dämmern. Auch ich machte mich auf allen Vieren auf den Weg zum Gehöft. Als ich die steinerne Giebelmauer des Stalles zwischen mir und den feindlichen Geschossen hatte, fühlte ich eine große Erleichterung.

Aus dem Hause in der Nähe hörte ich Stimmen. Und nachdem ich mich einige Zeit ausgeruht, kroch ich weiter über den Misthaufen, auf dem ein paar junge und alte Schweine mich verwundert anschnupperten, in das Wohnhaus.

Jetzt hörte ich deutlich einige weinerliche Stimmen und einen eifrigen Baß, der ihnen gut zuredete. Der erschien denn auch in der Tür.

„Na, Kamerad, was hast denn du? Komm nur

her, hier sind noch mehr Verwundete." Aber er kam nicht aus der Tür heraus. Denn auf dem kleinen Rasenstück vor dem Hause war gerade ein Schrapnellschuß niedergesaust, daß die Rasenstücke nur so umherflogen.

„Komm, komm Kamerad, hier bist du sicher," redete er mir gut zu, „hier sind wir alle gleich. Ich habe solch fürchterliches Reißen," sagte er wie zur Erklärung. „Und schließlich muß doch einer den armen Kameraden helfen, die können ja sonst verrecken."

Ich ließ mich auf die Holzstufen hinfallen und dann zog mich der „Kamerad" ein wenig in die Veranda hinein. „Wo steckt's denn?" Ich gab ihm das Verbandszeug aus meinem Rock. Er schnallte die Gamasche ab und zog den Stiefel aus. Da lag die Kugel unter dem Strumpf, ein Ding, wie ein Stieglitzei.

Auch Muschell ließ sich hier verbinden, ohne einen Mucks, auch wenn es weh tat. Seine ganze Wäsche war vom Blut verklebt. Er holte tief Atem und dachte an sein Weib, was die wohl sagen würde, wenn sie ihn hier so fände. Und er sehnte sich danach, von irgend wem verwöhnt zu werden.

Auf die Brust legte ihm der Kamerad ein Stück Leinwand. Und dann half er ihm in die Stube. Die Bewohner waren fort. Aber auf der Erde und auf dem Sofa, überall lagen Verwundete, die uns

mit großen fragenden Augen ansahen. Wir sollten ihnen sagen, wie es draußen steht. Muschell und ich brachten es nicht fertig, zu sagen, daß die eigenen Truppen sich zurückzogen.

„Ja, sie kommen, sie kommen, die Kosaken, ich weiß es," schrie da einer leichenblaß, der auf dem Fußboden lag und ein rotes, blutgetränktes Taschentuch fest gegen seine entblößte Brust drückte. Die Fensterscheiben zitterten bei jedem Schuß und es dröhnte, als wollte das Haus einstürzen.

„Seid ruhig, Kameraden," sagte der Samariter mit einer vor Verzweiflung trockenen Stimme, „ich werde sehen, daß ich einen Wagen bekomme." Damit ging er hinaus und niemand glaubte, daß er wiederkommen würde.

An die Wand gelehnt saß Muschell und stierte vor sich hin. Er fühlte sich sehr schwach. Nur nicht einschlafen wollte er, und er legte die Flinte so zurecht, daß er nur die Sicherung umzustellen brauchte und dann mit dem Zeigefinger losdrücken konnte gegen seine Stirn. Für den Fall, daß die Kosaken kommen.

Es war dunkel geworden. Das Schießen hörte auf und draußen auf dem Weg hörte man hin und wieder Stimmen. Es waren die eigenen Truppen, die sich sammelten zum Rückmarsch. Keiner hatte Zeit an die Verwundeten zu denken, so schien es.

Muschell hielt es nicht länger im Zimmer. Er

richtete sich an einem Stuhl auf und mit dem Stuhl und dem Gewehr humpelte er an die Tür. „Wo willst du denn hin, bleib doch hier, du kommst ja doch nicht fort“, riefen ihm die andern durcheinander zu, als sähen sie mit ihm ihre letzte Hoffnung schwinden.

Noch waren es die eigenen Truppen, die dort draußen vor dem Gartentor vorbei gingen. Ich fühlte, wie mir das Blut aus dem Gesicht schwand. Mit Hilfe eines Besens machte ich mich auch auf und hopste in den Vorgarten. Da hörten wir das Geratter eines Wagens. Wie ein dunkles, schweres Gespenst kam es heran. Neben dem Wagen ging ein großer Mann in langem Mantel. Das war die Erlösung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht gar zu weit von der Chaussee lag noch immer der jüngste Leutnant. Als die anderen nach dem Sanitäter riefen, hatte er nur Ruhebedürfnis. Dabei fühlte er sein Herz klopfen. In der Tat, was sollte aus ihm werden. Er sah nach seinem Bein, nahm die Gamasche ab und streifte den Strumpf hinunter. Da fand er die Schrapnellkugel vorn dicht neben dem Schienbein. Sich die Wunde genau anzusehen, ängstigte ihn irgend etwas. Ach Gott, er war ja noch so jung, und eine dicke Thräne lief ihm den Backen herunter. Dann nahm er sich aber doch zusammen und löste das Verbandzeug aus

seinem Rock. Die linke Hand konnte er nicht benutzen. Er hielt das eine Ende der Binde mit dem linken Hacken fest. Dann wickelte er die Binde hastig um die Wade, da, wo er den dumpfen Schmerz fühlte, und stülpte den blutigen Strumpf wieder über die Binde. Ermattet legte er sich auf den Rücken. Der Boden zitterte unter ihm bei jedem Kanonendonner, und er fühlte langsam, wie sich das Zittern in seinem Körper einnistete, so sehr er sich auch dagegen sträubte. In der Ferne hörte er Kommandos. Aber dann, was war das. Dort drüben sah er die Seinen zurückgehen. Wenn er jetzt hier liegen bliebe. Der Ruf Sanitäter erstickte in seiner Kehle. „Nicht doch!" sagte er ganz laut, denn er wollte doch vor allem ein tapferer Soldat sein. Aber wie weit war das alles von ihm entfernt, was noch vor zwei Stunden seine Brust erfüllte! Nicht einmal an den Ruhm des Vaterlandes vermochte er zu denken. Er sah das ernste Gesicht seines Vaters beim Abschied: „Du bist mein Einziger, halt dich aufrecht." Eigentlich hatte er wohl etwas anderes sagen wollen. Sah, wie seine Mutter hastig nach ihrem Taschentuch griff und er sie mit Lachen umarmte, ihre Tränen im Stolz zu ersticken. Aber nun wurde ihm bang, sehr bang, wie wenn hinter ihm jemand stände, der zuviel von ihm verlangte.

Es war ganz dunkel geworden. Drüben vor

dem Walde brannten die Gehöfte. Eins — zwei — drei. Es sah aus, als gingen riesenhafte Gestalten durch die Flammen. Sie veränderten ihre Form in jedem Augenblick. Einmal war es ein Rokokopaar, das tanzte, einmal ein Kosak zu Pferde. Und auch der zerstieb. Da stand nur noch ein Mann da, ganz groß mit einem Stecken, als wollte er auf eine lange Wanderschaft.

Es fröstelte ihn, und er fühlte sich schwach, die rechte Hand legte er mutig an seinen Revolver. Immer wieder mußte er in die verglimmenden Flammen sehen. Nun war es wirklich, als ob sich Menschen dort zu schaffen machten. Aber ach, was waren die klein, gegen die von vorhin. „Kein Grund, sich vor ihnen zu fürchten!" sagte er ganz laut zu sich.

Da hörte er auf der Chaussee einen Wagen kommen. Er hielt. Und den Ruf von Menschen: „Ist dort noch ein Verwundeter!" — „Ja, hier!" rief er mit der letzten Kraft seiner Lunge. Zwei Gestalten kamen näher, die etwas zwischen sich trugen, eine Tragbahre. Nun konnte er getrost schlafen, und er schloß tiefatmend seine Augen.

— — — — — — — — — — — — — — —